

# 1. Einführung

---

## 1.1 Die Metapher des Text-Kindes bei Marie de Gournay und bei Montaigne

Im Juni 1588 begutachtete der gascognische Edelmann Michel de Montaigne (1533–1592) in Paris das Ergebnis der Drucklegung einer fünften, erweiterten Ausgabe seines Werks *Les Essais*, die in seiner Abwesenheit erfolgt war.<sup>1</sup> *Les Essais* sind subjektiv und idiosynthetisch formulierte Weltbeobachtungen, die er in Form mal längerer, mal kürzerer Texte nunmehr gebündelt in drei Bänden präsentierte.<sup>2</sup> Gemäß *Au lecteur*, der *Les Essais* eröffnenden Widmung an die Leserin und den Leser, waren Montaignes schriftliche Aufzeichnungen allerdings ohne etwaiges Streben nach Ruhm oder nach Nutzen für den Rezipienten aufgezeichnet worden, denn Gegenstand dieser zum Werk- und letztendlich Gattungstitel erhobenen ›Versuche‹<sup>3</sup> ist allein Montaigne selbst: »[a]insi, Lecteur, je suis moi-même la matière de mon livre [...].«<sup>4</sup> Von schonungsloser Aufrichtigkeit sei diese

---

1 Desan (2014), 500.

2 ›Essai‹ geht auf lat. ›exagium‹ zurück, das im engeren Sinne das Abwägen durch die bzw. das Gewicht auf der Waage bezeichnet, im erweiterten Sinne das Abwägen von Argumenten, wobei es auch mit ›Kostprobe‹ übersetzt werden kann; vgl. Grimm/Hartwig (6 2014), 150; Desan (2 2018j). Montaigne war der erste, der *Essais* im Plural als Werk- und Gattungsbezeichnung verwendete, weshalb er als der Begründer der Essayistik in Frankreich sowie, aufgrund dieser aphoristischen Texte zu den Sitten seiner Zeit, als Vater der Moralistik gilt. Typographisch ist der Fließtext des Großteils jedes *essai* durch lateinische Prosa- und Lyrikausschnitte unterbrochen. Diese Zitate aus Werken jener Autoren, die Montaigne präferierte und *emprunts* nannte, gibt er meist ohne direkten Bezug auf Autor und Werk an. Vgl. als Überblick zur Gattung Westerwelle (2003), 218–221.

3 Laut Edmond Hugues *Dictionnaire de la langue française du seizième siècle* umfasst das semantische Feld von *essayer* ›lernen, kennenzulernen mittels Erfahrung, verspüren, ausprobieren‹ (apprendre, connaître par expérience, éprouver), ›erfahren, erleiden‹ (éprouver, subir), ›auf die Probe stellen‹ (éprouver, fatiguer) sowie mit *essayer de* ›etwas versuchen‹. Vgl. dazu Huguet (1925), Bd. 3, 691–692. Philippe Desan stellt fest, dass für *Les Essais* eher von »s'essayer« gesprochen werden müsse, da es um die beständige Erprobung der Urteilskraft Montaignes sowie das kontinuierliche Abwägen der von ihm aufgebrachten Argumentationsstränge gehe. Dieses Abwägen habe vornehmlich das zeitgenössische und historische Geschehen seiner Zeit stets nur zum Ausgangspunkt, um letztlich das Ich in den Mittelpunkt zu stellen. Vgl. Desan (2 2018j), 643–644.

4 Montaigne (2007a), 26 (*Au lecteur*). Vgl. zur Ablehnung von Ruhm und Ehre II,16 (*De la gloire*). Die Zitation orientiert sich im Sprachduktus und in der Syntax weitestgehend an der *Pléiade*-Edition

Bezogenheit auf sich selbst geprägt<sup>5</sup> und er ›male sich bar jeder Verschönerung.‹<sup>6</sup> Eingegeben worden seien ihm die *Essais* durch seinen mäandernden Geist, der genauso herumvagabundiere wie sein Stil.<sup>7</sup> Allerdings waren diese Auswüchse seines launenhaften Geistes, glaubt man erneut *Au lecteur*, allein Montaignes Familie und seiner engsten sozialen Entourage vorbehalten:<sup>8</sup>

Je l'ai voué à la commodité particulière de mes parents et amis à ce que m'ayant perdu (ce qu'ils ont à faire bientôt), ils puissent retrouver quelques traits de mes conditions et humeurs et que, par ce moyen, ils nourrissent plus entière et plus vive la connaissance qu'ils ont eu de moi.<sup>9</sup>

Bereits in der Edition von 1580 ist *Au lecteur* folglich die von Montaigne gewünschte Fürsorge der Nachwelt für sein posthumes Werk eingeschrieben: Sollten doch *Les Essais* nach Montaignes Ableben – einem Einschnitt, den er hier als bald herannahend darstellt – seinen Angehörigen und Freunden gar lebhaft die für ihn typischen Wesenszüge und Lebensumstände vor Augen führen. Und zwar dergestalt, dass »sie die Kenntnis, die sie von mir hatten, zu einem anschaulichen Bild vervollständigt bewahren können.«<sup>10</sup> Diese hier deutlich werdende Verbindung zwischen Gedächtnis, Andenken und Textkörper wird auch an anderen Stellen von *Les Essais* evident, und zwar besonders anhand der direkt auf II,37<sup>11</sup> folgenden Widmungsepistel, die an Madame de Duras gerichtet ist.<sup>12</sup> Unter anderem heißt es darin, dass die von Montaigne niedergeschriebenen Belanglosigkeiten einmal in ihre Hände geraten könnten und sie darin sodann dieselbe Haltung und dasselbe Gebaren wiederfände, wie es ihr aus dem persönlichen Umgang mit ihm vertraut sei.<sup>13</sup> Damit verfolge er, Montaigne, das Ziel, sich lebensgetreu ihrer Erinnerung anheimzugeben.<sup>14</sup> Aus diesem Grund wolle er jene Wesenszüge und Fähigkeiten, die sie aus der Realität bereits kenne, unverfälscht in einen ›soliden (Text-)Körper‹ gießen, der

---

von *Les Essais*, besorgt von Balsamo/Magnien/Magnien-Simonin (siehe Montaigne (2007)), wurde jedoch zur besseren Leserlichkeit an die Orthographie des heutigen Französisch angepasst. Eine Referenzedition für *Les Essais* in modernem Französisch ist die Edition Lanly (siehe Montaigne (2009)). Ich beziehe mich jedoch auf die genannte Ausgabe von Balsamo/Magnien/Magnien-Simonin, da sie auf der ersten von Marie de Gournay besorgten Fassung von *Les Essais* aus dem Jahr 1595 fußt.

5 »Cest ici un livre de bonne foi, Lecteur.« Montaigne (2007a), 26 (*Au lecteur*).

6 »Je veux qu'on m'y voie en ma façon simple, naturelle et ordinaire, sans étude et artifice : car c'est moi que je peins.« Ebd.

7 »[...] mon stile, et mon esprit, vont vagabondant de mêmes.« Montaigne (2007b), 1041 (*De la vanité*, III,9).

8 Montaigne (2007a), 26 (*Au lecteur*).

9 Montaigne (2007a), 26 (*Au lecteur*).

10 Enzensberger (³ 2011), 5. Sofern ich die Passagen nicht selbst übersetze oder paraphrasiere, greife ich auf die erste deutsche Gesamtübersetzung der *Essais* durch Hans Stilett zurück, die von Hans Magnus Enzensberger herausgegeben wurde.

11 Montaigne (2007t), II,37 (*De la ressemblance des enfants aux pères*).

12 Montaigne (2007c): À Madame de Duras.

13 Ebd., 823–824.

14 Ebd.

ihn um ein paar Tage oder gar Jahre zu überleben vermöge. Dies geschehe, damit sie ihre Erinnerung an ihn mühelos auffrischen könne – wobei Montaigne betont, er trachte nicht danach, tot mehr gemocht und geschätzt zu werden als lebendig:<sup>15</sup>

[...] je les veux loger (mais sans altération et changement) en un corps solide, qui puisse durer quelques années, ou quelques jours après moi, où vous les retrouverez, quand il vous plaira vous en rafraîchir la mémoire, sans prendre autrement la peine de vous en souvenir : aussi ne le valent-elles pas [...]. Je ne cherche aucunement qu'on m'aime et estime mieux mort que vivant.

Somit sollten *Les Essais* nicht nur lebhafte und realitätsgentreue, ungeschönte Erinnerungen an Montaigne beinhalten, sondern das Werk war und ist Montaigne, denn Textkörper und Erinnerung gehen eine als posthum intendierte Symbiose ein.<sup>16</sup> Der Text gerät somit zum posthumen Behältnis der Erinnerung an seinen Urheber und wird, aufgrund der Deckungsgleichheit zwischen der Erinnerung an diesen und dem einstigen, realen Verhalten desselbigen, bereits vor seinem eigentlichen Ableben vorausgreifend und durch ihn selbst zu seinem posthumen Ebenbild erhoben.

Wie anhand *Au lecteur* deutlich geworden ist, geschieht dies auch durch den Text selbst, indem Montaigne an verschiedenen Stellen innerhalb der *Essais* Verweise auf das semantische Feld des Andenkens an ihn gibt. Auch erfolgt dies, wie mit der Widmungsepistel an Madame de Duras deutlich geworden ist, mittels konkreter Zueignungen an Freunde und Bekannte, durch die er das Werk – und damit also letztlich sich selbst – der Erinnerung sowie implizit der posthumen Fürsorge konkreter Personen überantwortet. Außerdem sollte Montaigne, unter Bezugnahme auf Konzepte geistiger Zeugung und durch stilistische wie auch materielle Zuweisungen, die drei Bände seines Werks *en bloc* nicht nur als jenen ›festen Körper‹, sondern auch als sein geistiges Kind definieren, was noch ausführlich zu eruieren sein wird.<sup>17</sup> Allein war mit den genannten Maßnahmen – vom Verweis auf das gewünschte Weiterleben im Andenken der Angehörigen über Widmungsepisteln an konkrete Personen bis hin zur Verkörperung des eigenen Textes als ›Kind‹ in und durch Text – die Für- und Nachsorge für die *Essais* in deren (künftigem) materiellem Fortleben noch nicht ausreichend gesichert: Wer also sollte sich um die Bewahrung des Textes in der von Montaigne intendierten Fassung und seine weitere Vervielfältigung kümmern für den Fall, dass er verstarb? Wie die genannten Textauszüge zeigen, war Montaigne zwar die Erinnerung an ihn ein Anliegen, aber bis zu jener Drucklegung der neuen Fassung von 1588 hatte er keiner ihm nahestehenden Person präzise Hinweise zu einer etwaigen weiteren editorischen Umsetzung von *Les Essais* für den Fall seines Ablebens und zum posthumen Verbleib sowohl der bisherigen materiell umgesetzten Werke als auch aller potentiell druckbaren Fassungen angetragen.

15 Ebd., 824.

16 Ausgehend von dem Postulat, dass *Les Essais* allein ihn zum Gegenstand hätten (vgl. erneut Montaigne (2007a): *Au lecteur*), finden sich Stellen im Werk, die in ihrem Zusammenspiel Montaigne und sein Werk gleichsetzen. Hieron wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch die Rede sein.

17 *Les Essais* wird von ihm mittels einer Inschrift auf dem Einbandumschlag der Edition von 1588 (vgl. Charpentier/Legros (2018), 610) zu einem metaphorischen ›geistigen Kind‹ erhoben. Hierauf wird im Verlauf dieser Arbeit rekurriert.

Montaigne sollte jedoch bald erfahren, dass *Les Essais* eine deutlich größere Reichweite erlangten, als er in *Au lecteur* als Rezipientenkreis anvisiert hatte, war dort doch allein von Familienmitgliedern und Freunden die Rede gewesen: Just zum Zeitpunkt der erneuten Drucklegung seines Werks erreichte ihn ein an ihn adressiertes Billet einer gewissen Marie de Gournay (1565–1645),<sup>18</sup> einer ihm damals vollkommen fremden jungen Frau. Hieraus resultierte, dass jene im Sommer 1588 noch offenen Fragen der posthumen Überlieferung von *Les Essais* auf überraschende Weise beantwortet und noch zu Montaignes Lebzeiten die entscheidenden Weichen der Für- und Nachsorge für seinen Text gelegt werden sollten. Von den genauen Umständen des Treffens, das auf diese schriftliche Kontaktnahme folgte, sowie den sich hieraus ergebenden Konsequenzen wird im Rahmen dieser Arbeit noch eingehend die Rede sein. Jedenfalls macht Philippe Desan deutlich, welche tragende Rolle diese Unbekannte für Montaigne und *Les Essais* spielte:<sup>19</sup>

C'est en dehors du mariage que Montaigne donna naissance à sa seule progéniture : les *Essais* restèrent longtemps *un enfant bâtard* [Herv. d. Verf.] dont Marie de Gournay fut la nourrice, puis la tutrice. Après 1588, Montaigne se préoccupa plus que jamais d'assurer la transmission de son nom grâce à son livre, né des muses, mais élevé après sa mort par Marie de Gournay, qui n'eut de cesse de faire mieux connaître cet « orphelin » dont elle pensait avoir la responsabilité.

Dass Marie de Gournay sich nach Montaignes Tod der *Essais* in Form eines metaphorischen ›Waisenkindes‹ annahm, für das sie als ›Amme‹ und ›Vormund‹ fungierte, ist keine retrospektiv von der Forschung geprägte Formulierung. Wie noch im Verlauf der Arbeit deutlich werden wird, übernahm sie nämlich eine noch eingehend zu beleuchtende, von Montaigne durch und für sein Werk geprägte Kindesmetapher, die auf einem antiken Topos fußt, baute diese produktiv aus und prägte hierzu analoge Metaphern. Schließlich war Montaigne selbst es, der zuvor *Les Essais* als ein von ihm so genanntes ›konsubstantielles‹ Werk definiert und, worauf ebenfalls noch einzugehen sein wird, das organisch gewachsene Schriftkorpus 1588 ebenfalls materiell sichtbar zu seinem geistigen und textgeborenen ›Kind‹ erhoben hatte, wobei dessen (An-)Wachsen als ein ›Von-Tag-zu-Tag-Kraft-Erwerben‹ er – als ›Vater‹ des ›Text-Kindes‹ – begleitete.<sup>20</sup> So finden sich die in obigem Zitat von Philippe Desan aufgezählten Metaphern bereits in verschiedenen von Marie de Gournay verfassten und noch genauer zu betrachtenden Texten, in denen sie *Les Essais* als ›Waisenkind‹ und sich selbst als dessen ›Vormund‹ bezeichnet. Folglich war sie es, die nicht nur jene von Montaigne für sein Werk geprägte Metapher des

18 Geboren am 6. Oktober 1565, nannte sie sich selbst allerdings zunächst Marie de Jars, während der Zusatz ›de Gournay‹ erst später von ihr angenommen wurde. Verschiedene Schreibungen des Namens finden sich sowohl in von ihr verfassten Texten als auch in *Les Essais*, später auch in der Forschung: M<sup>lle</sup> de Gournay, Marie le Jars, Marie de Gournay und Damoiselle de Montaigne, wobei ›de Jars‹ auf den Stammsitz ihrer Vorfahren in Jars bei Sancerre en Berry (Cher) zurückgeht. Hingegen verweist ›de Gournay‹ auf ihren Vater, der in der Picardie mehrere Schlösser besaß und sich, wahrscheinlich nach den bedeutendsten dieser Besitzungen, ›seigneur de Gournay et de Neufvieu‹ nannte. Vgl. Dappen (1926), 5.

19 Desan (2014), 509.

20 Vgl. Charpentier/Legros (2018), 606–610. Charpentier

Kindes aufnahm und weitertrug, sondern weitere passende Metaphern ins Leben rief, die Vormundschaft, Elternschaft und Inobhutnahme Ausdruck verleihen. Und zwar Vormundschaft, Elternschaft und Inobhutnahme für Montaignes Werk und für ihr eigenes: Sie attribuierte die Kindesmetapher nämlich weiter, indem sie neben *Les Essais* als ›Waisenkind‹ auch ihr eigenes Gesamtwerk, *Les Avis*, als ›Kind‹ bezeichnete, wobei sie – die gewollt biologisch kinderlos blieb – für Letzteres ›Mutter‹ wurde. Hiermit nicht genug, sollte Marie de Gournays Fürsorge für beide Werke gar ihr eigenes Ableben übersteigen, was ebenfalls noch eingehend zu verdeutlichen sein wird.

## 1.2 Der Gegenstand der Untersuchung: Text-Kind und textuelles Kind

*Les Essais* und *Les Avis* wurden durch Montaigne beziehungsweise von Marie de Gournay in ihren jeweiligen gedruckten Realisierungen in verschiedenen Editionen als anwachsende Textkorpora greifbar gemacht und somit zu textgeborenen ›Kindern‹ erhoben, die sich materiell realisiert hatten und künftig realisiert werden konnten. Diese materielle Realisierung des jeweiligen Kindes als geistige Nachkommenschaft aus und durch Text bei Montaigne und, analog hierzu, bei Marie de Gournay soll im Folgenden als ›textuelles Kind‹ bezeichnet werden. Hingegen wird das Potential aller denkbar möglichen, aber noch nicht realisierten, das heißt noch nicht gedruckten und vervielfältigten Editionen des jeweiligen Werks als ›Text-Kind‹ bezeichnet.<sup>21</sup> Dieser potenziellen Vervielfältigung wurde im Hinblick auf die Nachwelt allerdings eine Beschränkung auferlegt, da Marie de Gournay eine bestimmte Auflage von *Les Essais* beziehungsweise ihres Gesamtwerks *Les Avis*<sup>22</sup> zu Textmonumenten erhob, die nicht mehr veränderbar und somit als sakrosankt anzusehen waren.

Ausgehend von den so gelegten terminologischen Weichenstellungen beschäftigt sich die vorliegende Arbeit mit den Hintergründen für die Entstehung und Verwendung dieser Metapher des geistigen Erzeugnisses als ›Kind‹ – zunächst als ›Nachkomme‹ und ›Bastard‹, schließlich ›Waisenkind‹ und ›Pflegekind‹ – bei Montaigne und bei Marie de Gournay. Sie wird in ihrer Funktion für die Übertragung der geistigen Erzeugnisse, *Les*

<sup>21</sup> Vgl. hierzu Kenny (2020), 18-19, der mit Bezug auf die Affordanztheorie des Kognitionspsychologen James J. Gibson von ›action possibilities‹ für diese Werke spricht: »There was always the potential for further work to be done on them (to turn the manuscript notes into a work; to get the edition reprinted; to imitate the work in one's own writing). Some of that further work might continue to benefit the family [...]. Works of family literature therefore were intrinsically malleable objects (even if already printed). They brimmed with potential. [...] They thus afforded, like many other objects (including ones transmitted through families), a wide range of ›action possibilities‹, in the terminology coined by the cognitive psychologist James J. Gibson. [...]. Understanding literary or learned works in general – and ones emanating from literary families in particular – as objects that generate affordances enables us to posit a continuum that stretches from their first producers' intentions to subsequent uses of them by others, including the producers' family, whether in line with the original intentions or not.« Vgl. außerdem zu Gibsons Affordanztheorie den Beitrag von Bareither (2020).

<sup>22</sup> Das 1641 in seiner letzten Fassung veröffentlichte Gesamtwerk Marie de Gournays trug den Titel *Les Avis, ou les Presens de la Damoiselle de Gournay*. 1634 war es unter demselben Titel erschienen, 1626 noch unter dem Titel *L'Ombre de la Damoiselle de Gournay*.

*Essais* und *Les Avis*, an die Nachwelt untersucht, wobei ihre textuellen Entstehungsbedingungen sowie ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausgestellt werden. Die reale Begegnung zwischen beiden war also durchaus folgenschwer, unter anderem, da das Treffen zwischen Marie de Gournay und Montaigne es *Les Essais* erlaubte, vom 16. ins 17. Jahrhundert überführt zu werden:<sup>23</sup> Noch zu Lebzeiten Montaignes sollte Marie de Gournay 1588 zusammen mit ihm an der letzten Erweiterung seines Werks arbeiten und schließlich nach seinem Tod die erste posthume, erweiterte Ausgabe von *Les Essais* im Jahr 1595 edieren und publizieren lassen, versehen mit einem von ihr verfassten Vorwort. Bei dieser einen Edition sollte es nicht bleiben, sondern Marie de Gournay besorgte zwischen 1595 und 1635 die Fassungen der posthumen *Essais*, wobei sie für die verschiedenen Editionen erneut Vorworte verfasste, die Orthographie und Satzstellung korrigierte sowie die werksinhärenten antiken Zitate ins Französische übersetzte.

Marie de Gournay, eine zunächst sowohl Montaigne als auch dessen Familie vollkommen unbekannte Frau, übte also diese Aktivitäten aus, obgleich Montaigne eingebunden war in ein weitverzweigtes Netzwerk familiärer und sozialer Verbindungen, wie ja bereits anhand *Au lecteur* deutlich wurde. Ohne jemals von Montaigne adoptiert oder dokumentarisch als Nachlassverwalterin eingesetzt worden zu sein, avancierte Marie de Gournay jedoch – noch dazu mit Unterstützung von Montaignes Witwe Françoise (1544–1627) sowie seiner Tochter Léonor (1571–1616) – zu seiner geistigen Erbin. Dieser besondere Status erwuchs ihr aus der juristisch und inhaltlich nur schwerlich fassbaren Betitelung *fille d'alliance* – etwa: ›geistige Ziehtochter‹, ›Wahltochter‹ – ihres *père d'alliance*, des ›Ziehvaters‹ Montaigne. Da auf diese besondere Beziehung noch näher einzugehen sein wird, sei einstweilen lediglich festgestellt, dass es sich bei dieser *alliance* um eine aus freien Stücken gewählte, reziproke Benennung und Verbindung handelte, die geistiger Natur war und den Tod Montaignes überdauerte.

Als ›Tochter‹ Montaignes erfuhr Marie de Gournay selbst über dessen Ableben hinaus und insbesondere als Herausgeberin von *Les Essais* in der Gelehrtenrepublik Anerkennung, was wiederum ihre eigene Laufbahn als *femme de lettres* maßgeblich mitlenkte. So stand sie etwa mit Geistesgrößen ihrer Zeit in regem, häufig brieflichem Austausch – allen voran mit dem niederländischen Gelehrten und zentralen Philosophen des Neostoizismus, Justus Lipsius (1547–1606). Andererseits sollte Marie de Gournay ihre ›Tochterschaft‹ von so manchem Zeitgenossen im Laufe ihres Lebens ironisch gespiegelt werden, denn neben Bewunderung wurde ihr auch beißender Spott zuteil: Sie, die zeitlebens unverheiratet blieb und als Verlegerin sowie Schriftstellerin wirkte, provozierte nämlich ›mit ihrer Lebensweise, ihrer Diskutierfreudigkeit, ihren ungewöhnlichen Ansichten und ihrer Anti-Malherbe-Haltung die Intellektuellen ihrer Umgebung [...].<sup>24</sup>

Es bleibt eine immer wieder anregende, obgleich letztlich auch von der Forschung nicht umfassend beantwortbare Frage, welche Etappen der Annäherung dazu geführt haben mögen, dass Marie de Gournay sich nicht nur Montaignes Gunst, sondern über dessen Tod hinaus auch des Rückhalts seiner Familie sowie seiner intellektuellen Entourage versichern konnte. Schließlich war die intelligente Leserin von *Les Essais*, die ja mit

23 »La rencontre entre Marie de Gournay et Montaigne permit aux *Essais* d'être « transportés » du XVI<sup>e</sup> au XVII<sup>e</sup> siècle«; Desan (2014), 512.

24 Zimmermann (2005), 189.

der Familie Montaigne nicht blutsverwandt war, 1588 unmittelbar im Leben des einzigen Staatsmannes erschienen. Danach hatte Marie de Gournay ihren *père d'alliance* vor dessen Tod nur wenige Male getroffen, stand zudem aufgrund der Wirren der damaligen Zeit mit ihm in lediglich sporadischem brieflichem Kontakt. Schließlich konnte sie auch Montaignes Begräbnis nicht beiwohnen, erfuhr sie doch erst im Mai 1593 von seinem am 13. September 1592 erfolgten Ableben, und zwar im Rahmen ihrer Korrespondenz mit dem genannten Justus Lipsius.<sup>25</sup>

Nicht nur sollte Marie de Gournay es sein, die sich der *Essais* als Text-Kind Montaignes annahm, indem sie das Werk über dessen Tod hinaus als Korrektorin und Verlegerin betreute und sich so als *tutrice* auswies, als Vormund und Aufsichtsperson dieses *orphelin* – des seit Montaignes Tod vaterlos gewordenen ›Waisenkindes‹. Darüber hinaus trug sie die von Montaigne für *Les Essais* geprägte Metapher des ›textuellen Kindes‹ weiter und modifizierte sie, indem sie das ihr zugrundeliegende Prinzip geistiger Zeugung approprierte, um nicht nur die Schriften Montaignes an die Nachwelt zu übertragen, sondern auch ihr eigenes, mehrere tausend Seiten starkes Gesamtwerk, *Les Advis*, und zwar ebenfalls in Form eines textuellen Kindes oder Waisenkindes sowie als Text-(Waisen-)Kind.

Parallel zu ihrer Tätigkeit als Verlegerin von *Les Essais* verfasste Marie de Gournay als eine der ersten Frauen ihrer Zeit – die die doppelte Rolle einnahmen, nicht nur als Verlegerin tätig zu sein, sondern auch unter ihrem eigenen Namen und eigenständig zu publizieren – eine große Bandbreite in Thematik und Gattung voneinander verschiedener Texte: 1641 sollte sie diese in Form der letzten Fassung von *Les Advis* endgültig als ihr geistiges Text-Kind sowie textuelles Kind und als ihre Hinterlassenschaft definieren. Produktiv setzte sie sodann die verlassenen, schutzbedürftigen Textkorpora – *Les Advis* und *Les Essais* – als Text-Kind/textuelles Kind/Waisenkind rhetorisch in verschiedenen, von ihr verfassten Texten in Szene: Bereits frühzeitig ihr eigenes Ableben ins Auge fassend, trug Marie de Gournay das künftige textuelle ›Waisenkind‹ *Les Essais* mit einer Widmung im Vorwort des Werks von 1635 dem ›Schutzpatron‹, Kardinal Richelieu (1585–1642), an. Mittels ihres im Dezember 1644 verfassten Testamente über gab sie jedoch auch ihr eigenes und – wie sie selbst schrieb – aus ihrer geistigen ›Mutterschaft‹ geborenes Gesamtwerk, *Les Advis*, dem engen Freund François de La Mothe Le Vayer (1588–1672).

Hier zeigt sich also, dass Marie de Gournay eine Praxis der Überantwortung geistiger Erzeugnisse und Hinterlassenschaften an die Nachwelt für *Les Essais* weitertrug und auch für *Les Advis* in Gang setzte. Dabei griff sie auf dieselbe Metapher des Text-Kindes und dieselben Mechanismen wie Montaigne zurück, wenn es um das Hinterlassen ihres eigenen Gesamtwerks an die Nachwelt ging. Folglich ist der Gegenstand dieser Arbeit etwas durchaus Erstaunliches: der Umstand, dass Marie de Gournay sich mit großer Selbstverständlichkeit das seit der Antike eigentlich männlich geprägte Prinzip der geistigen Zeugung und des daraus hervorgehenden Textes als geistiges, textgeborenes ›Kind‹ aneignete, und zwar in einer Zeit, in der schreibende und eigenständig publizierende Frauen für das Gros der Zeitgenossen ein Kuriosum waren und blieben. Um die Relevanz dieses Betrachtungswinkels deutlich zu machen, wird im Folgenden zunächst ein Überblick über die für diesen Schwerpunkt relevanten Forschungsansätze gegeben.

25 Gournay (2000f), 1937 (*Lettre de Juste Lipse à Marie de Gournay*, 24 mai 1593).

Davor aber werden grundlegende Termini vorgestellt, die dazu dienen, für den Gegenstand dieser Arbeit relevante frühneuzeitliche Praktiken des Erbens und Vererbens geistiger Erzeugnisse zu beleuchten.

### 1.3 Übertragung – Erbschaft – Transmission

Da die Überantwortung geistiger Nachkommenschaft an die Nachwelt im Rahmen dieser Arbeit auch aus einer erbrechtlichen Perspektive betrachtet wird, sind hierfür einige grundlegende Überlegungen sowie daraus hervorgehende terminologische Fundierungen im Folgenden zu betrachten. Entgegen den drei heutigen, modernen rechtlichen Prinzipien – dabei handelt es sich erstens um die Vereinheitlichung der Teilschritte Erben, Erbschaft und Vererbung zu einem Vorgang des (Ver-)Erbens,<sup>26</sup> zweitens um den Übergang des Nachlasses als Ganzes auf eine oder mehrere Personen als Gesamtrechtsnachfolge<sup>27</sup> und drittens um die Übertragung des Vermögens in seiner Gänze an einen oder mehrere blutsverwandte Erben als Verwandtenerbfolge<sup>28</sup> – galt in der Frühen Neuzeit das Prinzip der Nachlassteilung:<sup>29</sup> Dies bedeutete, dass eine Erbschaft nicht etwa homogen *en bloc* vererbt wurde, sondern in unterschiedliche Teile zerfiel, die auf jeweils andere Art und Weise vererbt wurden.<sup>30</sup> Eine Pluralität unterschiedlicher Bestimmungen für das Vererben war somit in der Übertragungspraxis des für Montaigne und Marie de Gournay relevanten Zeitraumes, am Übergang vom 16. in das 17. Jahrhundert, an der Tagesordnung.<sup>31</sup> Auch im frühneuzeitlichen Frankreich variierten Erbrechtspraktiken je nach sozialer Hierarchie sowie regional und diachron.<sup>32</sup> So bestanden in puncto Vererben und Erben größere Spielräume für durch eigenständige Arbeit erworbene Besitztümer (*acquêts*), während durch Schenkung oder Erbschaft erworbene Besitztümer (*propres*) nicht dem Individuum zugerechnet wurden, sondern dem Familiengeschlecht.<sup>33</sup> Außerdem war Erben nur eine von verschiedenen Möglichkeiten innerhalb eines Spektrums weiterer materieller Übertragungsformen.<sup>34</sup> Obgleich Übertragung in der Frühen Neuzeit folglich in der sozialen Praxis als Kontinuum zu denken ist,<sup>35</sup> spricht Neil Kenny bewusst vereinfachend von nur zwei Formen des Vermächtnisses, die sich jedoch im Grad ihrer Formalität unterscheiden, nämlich *inheritance* und *transmission*.<sup>36</sup> Diese Be-

26 Gottschalk (2013), 85, zitiert diese Definition aus den Bestimmungen zur sogenannten Gesamtrechtsnachfolge in § 1922 Bürgerliches Gesetzbuch (BGB) i. d. F. vom 21.05.2021 aus Abs. 1: »Mit dem Tode einer Person (Erbfall) geht deren Vermögen (Erbschaft) als Ganzes auf eine oder mehrere andere Personen (Erben) über.«

27 Vgl. erneut Gottschalk (2013), 85, sowie § 1922 BGB i. d. F. vom 21.05.2021, Abs. 1.

28 Gottschalk (2013), 85.

29 Ebd., 96.

30 Ebd.

31 Vgl. dazu Willer/Weigel/Jussen (2013), 7–36; Kenny (2020), 21.

32 Vgl. Kenny (2020), 20; Dousset (2009), 479.

33 Ebd.

34 Willer/Weigel/Jussen (2013), 13.

35 Dies betont auch Kenny (2020), 20.

36 Vgl. dazu und zum Folgenden ebd.: »Many people in the period received informally from a parent objects such as books, whereas others inherited the same kinds of objects under the law, for

griffe werden im Rahmen dieser Arbeit als ›Erbschaft‹ und ›Transmission‹ übersetzt, wobei der eingeführte deutsche Mantelbegriff ›Übertragung‹ für die rechtlich abgesicherten Teilschritte Erbe, Erbschaft und Vererbung firmiert: Bezeichnet bei Kenny das formellere ›Erbschaft‹ die unter dem Gesetz erfolgte und damit rechtlich abgesicherte Übertragung in der Frühen Neuzeit, so verwendet er für die damalige Weitergabe von Besitztümern einer verstorbenen Person in einem außerrechtlichen, informellen Rahmen den Begriff ›Transmission‹. Meint in dieser Arbeit ›Erbschaft‹ also rechtlich geregelte und dokumentarisch nachweisbare Formen der Übertragung, so sind mit ›Transmission‹ alle anderen, außerrechtlichen Formen von Übertragung gemeint – im Falle Marie de Gournays und Montaignes also jene der Übertragung literarischer Werke als geistige Erzeugnisse. Allerdings ist bei den beiden erstgenannten Termini zu unterstreichen, dass sie keinesfalls mit homonymen und modernen erbrechtlichen Terminologien aus dem aktuellen deutschsprachigen Recht zusammenfallen.<sup>37</sup>

## 1.4 Stand der Forschung

### 1.4.1 Die Metapher des (Text-)Kindes bei Montaigne und bei Marie de Gournay in der literaturwissenschaftlichen Forschung

In der literaturwissenschaftlichen Forschung wurde das metaphorische Kind in *Les Essais* als geistiges Kind Montaignes bereits extensiv thematisiert:<sup>38</sup> Richard L. Regosins Monographie *Montaigne's Unruly Brood. Textual Engendering and the Challenge to Paternal Authority* ist gänzlich dieser Thematik gewidmet.<sup>39</sup> Im Fokus der Montaigne-Forschung standen allerdings weniger tatsächliche, rechtliche Gesichtspunkte der (geistigen) Sukzession als vielmehr Fragen zur Genealogie literarischer Kreation.<sup>40</sup> Indes fand die Be-

example via probate and testaments. Although modern English usage communicates here an important intuition that both acts are bequests (that differ in their degree of formality), for the sake of clarity I call the first kind ›transmission‹ and only in the second kind ›inheritance‹. In practice, what I call inheritance was on a continuum with other kinds of transmission, of which several involved literature and learning, as in the example of the book gift.«

- 37 Ist der Terminus ›Erbschaft‹ deshalb problematisch, da gemäß deutschem Recht mit § 1922 BGB i. d. F. vom 21.05.2021, Abs. 1 die moderne Gesamtrechtsnachfolge gemeint ist und die Erbschaft des Erblassers als Ganzes kraft Gesetzes auf den/die Erb/-in oder die Erben übergeht, ist dies im österreichischen Recht anders geregelt (vgl. dazu und zum Folgenden Zankl 2019, 168, Abs. 110): Laut Allgemeinem Bürgerlichen Gesetzbuch (ABGB) ist zunächst die Einleitung eines Verlassenschaftsverfahrens notwendig, nach dessen Abschluss zunächst eine Erbantrittserklärung abzugeben ist, um ein Erbe antreten zu können. In diesem Kontext nun bezeichnet ›Transmission‹, dass es möglicherweise zu einer »Vererbung des Erbrechts« (ebd.) von dem eigentlich Erbenden auf den Erbeserben kommen kann, nämlich für den Fall, dass Ersterer verstirbt, und zwar noch bevor er das Erbe antreten konnte.
- 38 Ich übernehme im Folgenden im Wortlaut eine Textpassage, die ich bereits veröffentlicht habe in Witt (2020b), 66–68 und Anm. 22 und 23.
- 39 Regosin (1996).
- 40 »À la lumière des théories avancées par les humanistes de la Renaissance, l'obsession de Montaigne pour les questions d'héritage pourra se lire comme une réponse au problème, beaucoup plus vaste, de la transmission du savoir et de la sagesse antiques.« Rigolot (1988), 30–32. Vgl. au-

deutung der Kindesmetapher im und für das Werk Marie de Gournays bisher kaum oder lediglich am Rande Beachtung. Zwar weist Jean-Claude Arnould darauf hin, dass der Einsatz der Metapher des Waisenkindes in Texten Marie de Gournays symptomatisch für die umfassende Bedeutung von Trauer in ihrem Werk stehe,<sup>41</sup> er verfolgt diese Aussage jedoch nicht anhand konkreter Textanalysen weiter. Hieraus ergibt sich das Desiderat einer kritischen philologischen Untersuchung der Kindesmetapher für die Gesamtwerke Montaignes und Marie de Gournays, wobei die vorliegende Arbeit dies leisten möchte, und zwar nicht nur mit Blick auf *Les Essais*. Untersucht wird die Metapher ebenso für die Werke Marie de Gournays, und zwar im Rahmen der Vater-Tochter-Relation zwischen *fille d'alliance* und *père d'alliance*.

Der letztgenannte Aspekt birgt allerdings Herausforderungen: Untersuchungen, deren Zielsetzung darin besteht, die lebensrealen historischen Implikationen dieser finanzierten Verwandtschaftsrelation zwischen Montaigne und Marie de Gournay zu rekonstruieren, müssen sich nämlich aufgrund der spärlichen Quellenlage mit der Beschränkung abfinden, Zusammenhänge nicht oder lediglich fragmentarisch rekonstruieren zu können. So lässt die Opazität im Hinblick auf die lebensweltliche Tragweite des Bündnisses zwischen der ›Ziehtochter‹ und ihrem ›geistigen Vater‹ Bemühungen um eine begriffliche Definition dieser *alliance* in lediglich behelfsmäßige Formulierungen münden. So etwa, wenn Richard L. Regosin von einer Verbindung spricht die ›sowohl das juristische Gewicht eines Paktes als auch die Heiligkeit eines Abkommens‹ habe.<sup>42</sup> Dennoch wurde es forschungsgeschichtlich unermüdlich unternommen, die Beziehung zwischen Montaigne und seiner *fille d'alliance* zu beleuchten, indem Marie de Gournay mittels verschiedener Identitätszuschreibungen greifbar gemacht werden sollte:<sup>43</sup> So sei sie etwa Montaignes ›pflichtbewusste Tochter‹<sup>44</sup> oder gar ›magische Tochter‹,<sup>45</sup> dessen ›Wahl-Tochter‹<sup>46</sup> oder ›Ersatz-Tochter‹<sup>47</sup> gewesen. Marie de Gournay sei *protégée* des ›Mentors‹ Mon-

---

berdem das Kapitel »Montaigne's family romance« in Kritzman (1991), 73–92, sowie das Kapitel »Excavating Montaigne« in: Kritzman (2009), 121–136: Kritzman argumentiert, Montaignes dialogisches Schreibprojekt, *Les Essais*, sei durch seine Trauer um den verstorbenen Freund La Boétie und die daraus resultierende kompensatorische Suche nach einem Ersatzobjekt für diesen angestoßen worden. Zu dieser Strategie habe die narzistische Illusion gehört, Kunst Leben einhauchen zu können und Vaterschaft als ein textuelles Erschaffen (*textual engendering*) durch den Schreibprozess zu leben. Sie habe Montaigne dabei geholfen, die Angst und den Gram angesichts der Trennung von dem geliebten Freund sowie die Konfrontation mit dem Nichts des Todes auszuhalten und letztlich zu überwinden.

41 »Le livre des *Essais* mérite pour Marie de Gournay le nom d'«orphelin». [...] [I]l n'est pas indifférent que cette figure se présente chez elle sous le signe de son avatar mortel. Tout son itinéraire littéraire et psychologique est placé sous le signe du deuil.« Arnould (2001), 178.

42 »[...] that has both the legal weight of a pact and the sacredness of a covenant.«; Regosin (1996), 53–54.

43 Diese Ausführungen habe ich in ähnlichem Wortlaut bereits veröffentlicht; vgl. Witt (2020a), 63.

44 Regosin (1996), 48–79.

45 Kritzman (2009), 126.

46 Schachter (2008), 115.

47 Kritzman (1997), 163.

taigne,<sup>48</sup> »geboren aus Montaignes Asche«<sup>49</sup> und nach seinem Tod zur ›Hüterin seines Textes‹<sup>50</sup> geworden. Aus einer Art ›Liebe auf den ersten Blick‹ (*coup de foudre*)<sup>51</sup> habe sich eine spontane und intensive Freundschaft ergeben zwischen dem 55-jährigen Montaigne und der 23-jährigen Marie de Gournay, Montaignes ›neuer Bewunderin‹<sup>52</sup>.

Es muss nicht näher ausgeführt werden, dass dieses ungewöhnliche Verhältnis zu Spekulationen über eine etwaige, auch körperlich gelebte Liebesbeziehung zwischen beiden führte, die letztlich jedoch bis zum heutigen Tage nicht belegbar ist.<sup>53</sup> Allerdings würde dies der Stilisierung Marie de Gournays zur jungfräulichen Hüterin von *Les Essais* – wie dies etwa in einem Brief des Zeitgenossen Étienne Pasquier (1529–1615) erfolgte, der noch zu betrachten sein wird – ebenso widersprechen wie der Tatsache, dass sie eine enge Verbindung zur Tochter und zur Witwe Montaignes unterhielt und diese beiden Frauen – nicht Montaigne selbst – ihr die postume Editionsarbeit an *Les Essais* antrugen, was ebenfalls noch aufzuzeigen sein wird. Ferner gilt Marie de Gournay als Feministin,<sup>54</sup> als *feministe avant le féminisme*<sup>55</sup> oder als Frühfeministin,<sup>56</sup> wobei auf den Begriff des (Früh-)Feminismus hier ebenfalls zumindest schematisch eingegangen werden soll. Nach Montaignes Tod sei diese ›Tochter aus vertraglicher Vereinbarung‹<sup>57</sup> zu seiner »literary executrix«,<sup>58</sup> seiner ›literarischen Ausführenden‹<sup>59</sup> geworden, und zwar in ihrer triadischen Funktion als seine ›Tochter, Sekretärin und Nachfolgerin‹<sup>60</sup>. Allerdings lässt sich Marie de Gournay aufgrund ihrer hybriden Rollen nur schwer auf Begrifflichkeiten festlegen: Sie war ›Tochter‹ Montaignes und eigenständige Herausgeberin sowie *femme de lettres*, fingiertes Mitglied der Familie eines arrivierten Mannes und streitbar-gesellige Pariser Salondame, letztlich jedoch eine literarische und gesellschaftliche Ausnahmehrscheinung.

Zudem laufen die je nach unterschiedlicher Schwerpunktsetzung und Fachprovenienz formulierten Forschungsfragen und -anliegen an diese besondere *alliance* Gefahr, nicht nur zu hypothetischen, sondern auch zu begrifflich anachronistischen Feststellungen zu gelangen. Die literatur- und kulturwissenschaftliche Rezeption der Relation zwischen Montaigne und Marie de Gournays war bisher vor allem durch zwei Stränge literaturwissenschaftlicher Forschung bedingt: zum einen durch die traditionsschwere,

48 Cline Horowitz (1986), 277.

49 Kritzman (1997), 159.

50 Kritzman (2009), 122.

51 Desan (2014), 504.

52 »Une amitié impromptue et intense se forma entre un homme de cinquante-cinq ans et sa nouvelle admiratrice de vingt-trois.« Ebd.

53 Vgl. dazu etwa Krier (2015), 272: »Il est probable que Montaigne et Marie de Gournay eurent une relation amoureuse.«

54 Kroll (2005), 183.

55 Joran (1910).

56 Rauschenbach (2000), 9.

57 Cline Horowitz (1986) 283.

58 Ilsley (1963), 47.

59 Die Bezeichnung von Ilsley (1963), 47, geht auf Schiff zurück: »Elle fut en quelque sorte l'exécuteur du testament intellectuel de son second père [...].« Schiff (1910), 11 (Herv. d. Verf.).

60 Kritzman (2009), 122.

von Fragen an *Les Essais* und zu Montaigne geleitete Renaissance-Forschung, zum anderen durch die relativ junge, feministisch orientierte Literaturgeschichtsschreibung. Von Seiten des erstgenannten Stranges, für den die Arbeiten des führenden Montaigne-Forschers Philippe Desan maßgeblich sind, die auch für die vorliegende Arbeit herangezogen werden, ist Marie de Gournay insbesondere hinsichtlich ihrer Tätigkeit als Verlegerin und Teil-Übersetzerin von *Les Essais* beleuchtet worden.<sup>61</sup> Hier spielt die Frage der Authentizität der ersten posthumen Edition von *Les Essais* eine markante Rolle, da für die erste von ihr besorgte Edition des Jahres 1595 bis zum heutigen Tag diskutiert wird, inwiefern es sich um die authentischste, will heißen: von Montaigne in dieser Form gewollte Fassung handle.<sup>62</sup> Zwar soll auf die Details dieses nach wie vor nicht aufgelösten Disputes an anderer Stelle dieser Arbeit erneut gesondert eingegangen werden. Jedoch wird hieran bereits grundlegend deutlich, dass der Vorwurf opportunistisch motivierter, ungenauer verlegerischer Tätigkeit die Rezeption Marie de Gournays stark prägte und nach wie vor bedingt.

Mit Mario Schiffs 1910 erschienenem Band *La fille d'alliance de Montaigne, Marie de Gournay*<sup>63</sup> wurde die erste Einzelmonographie zu Marie de Gournay veröffentlicht. Allerdings erfuhr die lediglich 53 Seiten starke Darstellung später zu Recht deutliche Kritik.<sup>64</sup> Denn Schiff macht bereits in den ersten Sätzen seiner Arbeit seine fragwürdige Haltung zu seinem Forschungsgegenstand deutlich, wenn er beispielsweise schreibt, Marie de Gournay habe bei ihren Zeitgenossen das Andenken einer alten ›Literaturjungfer‹ hinterlassen, die keine Jugend und Schönheit gekannt habe,<sup>65</sup> und sie verdanke ihren nachweltlichen Ruf – ›das bisschen Unsterblichkeit‹ – letztendlich nur einem: ›C'est à Montaigne que Marie de Jars doit sa petite immortalité.‹<sup>66</sup> Eingedenk dieser eklatanten rhetorischen und inhaltlichen Einschränkungen dürfen Schiffs Text dennoch die Meriten ausgestellt werden, im Anhang seiner Schrift erstmals in einer damals neuzeitlichen Edition einige der von Marie de Gournay selbst redigierten Texte sowie über sie verfasste Schriften publiziert zu haben.<sup>67</sup> 1926 legte Josef Dappen eine Dissertation vor, in der er konstatierte, dass »die ernste Wissenschaft beinahe achtlos an Marie de Jars vorbeigegangen [ist].«<sup>68</sup> Um das Erschließen damals noch unbekannter Quellen sowie um eine differenzierte Darstellung bemüht, schloss Josef Dappen damit in der Tat eine Forschungslücke, da er erstmals auf umfangreiche Weise Details zu ihrem Leben und ihren Werken

61 »Marie de Gournay occupe une place déterminante dans l'histoire éditoriale des *Essais*. En effet, la jeune femme n'eut de cesse de faire réimprimer l'œuvre de son « père d'alliance » (parenté imaginaire) durant la première moitié du XVII<sup>e</sup> siècle et accompagna toute sa vie cet « orphelin qui lui était commis » [...].« Desan (2014), 503.

62 Nach wie vor herrscht Uneinigkeit darüber, ob die letzte, noch von Montaigne erstellte Fassung von *Les Essais* von 1588 die authentischste ist oder die von Marie de Gournay erstellte, postume Edition von 1595. Vgl. dazu kritisch Balsamo (2012), der die Debatte für nicht sinnvoll hält, da sie zu verhärteten Fronten geführt habe. Auf diesen Forschungsdisput wird zurückzukommen sein.

63 Schiff (1910).

64 Die Kritik an Schiff fasst Dezon-Jones (1994), 205 zusammen.

65 »[Elle] laissait à ses contemporains le souvenir d'une vieille fille de lettres qui n'avait pas eu de jeunesse et qui n'avait jamais connu la beauté.« Schiff (1910), 1.

66 Schiff (1910), 8.

67 Vgl. den Kommentar von Dezon-Jones (1994), 205.

68 Dappen (1926), 5.

aufarbeitete. Für eine philologische Arbeit ziemen sich allerdings seine apodiktisch formulierten, paradoixerweise entschuldigend vorgebrachten Pathologisierungen nicht, die unfreiwillig misogyn wirken, so etwa, wenn er schreibt, Marie de Gournay sei psychopathisch und eine »Erethikerin« gewesen<sup>69</sup>, habe also eine »erethische«, das heißt, in antiquierter Wortwahl und im medizinischen Fachjargon, reizbar-nervöse Konstitution gehabt.

Eine im Vergleich zu Dappen wissenschaftlich fundierte Auseinandersetzung mit Marie de Gournay sollte erst vierzig Jahre später erfolgen, und zwar mit der von der amerikanischen Romanistin Marjorie Ilsley verfassten Monographie *A Daughter of the Renaissance*, die posthum 1963 erschien.<sup>70</sup> Diese ist dem eingangs zweitgenannten Forschungsstrang zuzurechnen, den feministisch orientierten literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschungen, denen Marie de Gournay ihre Wiederentdeckung und Transparentmachung als eigenständig Publizierende zu verdanken hat. Ihren Ausgang nahmen sie vornehmlich in den Bürger- und Frauenrechtsbewegungen, die in den 1960er und 1970er Jahren zunächst in den USA einsetzten.<sup>71</sup> In akademische Zielsetzungen zunächst in den *Women's Studies* integriert und schließlich auch in europäische Lehr- und Forschungscurricula aufgenommen, schlügen sich Forderungen zur Gleichberechtigung von Frauen und Männern insofern auch in den Literaturwissenschaften nieder, als aus den herkömmlichen Schul- und Universitätskanons getilgte, folglich historisch »unsichtbare« Frauengestalten wieder sichtbar gemacht werden sollten.<sup>72</sup> Weitere, durch andere Forscherinnen und Forscher verfasste Publikationen zu Marie de Gournay, vornehmlich aus dem französisch- und deutschsprachigen Raum, folgten bis in die 2000er Jahre hinein.<sup>73</sup> Dem noch Mitte der 1990er Jahre beklagten Mangel<sup>74</sup> an Gesamteditionen ihrer Werke konnte 2002 mit der von dem Forschungsteam rund um Jean-Claude Arnould erstellten kritischen Gesamtausgabe beigekommen werden. Dieses zweibändige Kompendium, das für diese Arbeit herangezogen wurde, umfasst die Gesamtheit der von Marie de Gournay publizierten Werke, ihre Korrespondenz, die von ihr verfassten Vorworte zu *Les Essais* sowie weitere Dokumente, worunter sich unter anderem auch ihre Testamente finden, die für diese Arbeit maßgebliche Quellen darstellen. Neuste und neure Forschungsarbeiten beschäftigen sich unter anderem mit der Moralphilosophie Marie de Gournays<sup>75</sup> sowie mit ihrer Verbindung zu den

69 »Durch diese Übertreibungen hat sie sich den Spott zeitgenössischer Satiriker und auch den Tadel ernster Kritiker zugezogen. Doch muss man zu ihrer Entschuldigung ihrer seelischen Veranlagung Rechnung tragen. Sie war insofern psychopathisch, eine Erethikerin, als unter Umständen der geringste Anlass genügte, um sie in starke seelische Erregung zu versetzen. [...] Allein schon der Name Montaigne übte auf sie eine berauschende Wirkung aus.« Dappen (1926), 19.

70 Ilsley (1963).

71 Vgl. Osinski (1998), 40–52.

72 Ebd.

73 Vgl. das Überblickswerk von Dezon-Jones (1988), die erste deutschsprachige Biographie von Rauschenbach (2000) sowie die frankophonen Publikationen von Devincenzo (2002), Fogel (2004), Noiset (2004) und Franchetti (2006), außerdem beispielsweise die Überblicksdarstellung von Kroll (2005) sowie Desan (2018).

74 Vgl. beispielhaft Dezon-Jones (1994), 205.

75 Vgl. dazu exemplarisch den Artikel von Pellegrin (2021).

libertinen Kreisen ihrer Zeit,<sup>76</sup> wobei sie etwa auch im Rahmen von Kunstschaufen<sup>77</sup> oder gar Theaterstücken<sup>78</sup> thematisiert wird und ihren Schriften zu Geschlechterfragen ihrer Zeit nach wie vor ungebrochene Aufmerksamkeit zukommt<sup>79</sup>. Letztere werden im Folgenden vorgestellt, wobei das ihnen zugeschriebene Epitheton ›feministisch‹ kritisch beleuchtet wird.

#### 1.4.2 Marie de Gournays ›feministische‹ Schriften

Mit der Veröffentlichung der kritischen Edition aller von Marie de Gournay verfassten Schriften wurde die Bandbreite ihres literarischen Schaffens nachgewiesen, war sie doch Urheberin mehrerer tausend Seiten Schrifttum zu verschiedensten Themen – neben dem Montaigne gewidmeten Roman *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* waren dies unter anderem moralphilosophische Abhandlungen, Übersetzungen antiker Autoren, Epigramme, autobiographische Schriften, sprachpolitische Abhandlungen wider die Sprachreformen François de Malherbes (1555–1628), gesellschaftskritische Traktate sowie Erziehungshandbücher für die Söhne Heinrichs IV. (1553–1610). Dessen ungeachtet wurde Marie de Gournays insbesondere im deutschsprachigen Raum maßgeblich als Frühfeministin<sup>80</sup> rezipiert und ein besonderes Augenmerk auf ihre als ›feministisch‹ und ›proto- oder frühfeministisch‹ bezeichneten Schriften gelegt, namentlich *Égalité des Hommes et des Femmes* (1622) und insbesondere *Grief des dames* (1626).<sup>81</sup> Allerdings sind die beiden genannten Werke im vorliegenden Kontext lediglich marginal relevant, da sie den Zielsetzungen und Fragestellungen dieser Arbeit nicht dienlich sind, und zwar dem

76 Vgl. hierzu den Artikel von Devincenzo (2007) sowie den Abschnitt »Montaigne et les libertins via M<sup>lle</sup> de Gournay« in Dotoli (2001), 49–79.

77 So etwa im Rahmen des Elizabeth A. Sackler Center for Feminist Art am New Yorker Brooklyn Museum, [https://www.brooklynmuseum.org/eascfa/dinner\\_party/heritage\\_floor/marie\\_le\\_jars\\_de\\_gournay](https://www.brooklynmuseum.org/eascfa/dinner_party/heritage_floor/marie_le_jars_de_gournay), zuletzt aufgerufen am 05.09.2021.

78 Dabei handelt es sich um ein 1993 von dem belgischen Romanschriftsteller und Dramaturgen Jacques Cels (1956–2018) uraufgeführtes Theaterstück namens *Montaigne au château de Gournay*. Vgl. de Decker, Jacques, »Cels: Montaigne comme personnage de théâtre«. In: *Le Soir*, online, 29.07.1992, [https://www.lesoir.be/art/cels-montaigne-comme-personnage-de-theatre\\_t-19920729-Zo5MjL.htm](https://www.lesoir.be/art/cels-montaigne-comme-personnage-de-theatre_t-19920729-Zo5MjL.htm) (zuletzt aufgerufen am 05.09.2021). Bilder der Aufführung unter Regie von Christian Leonard (Fotografien von Nicole Hellyn) finden sich unter [www.aml-cfwb.be/catalogues/general/titres/34134](http://www.aml-cfwb.be/catalogues/general/titres/34134) (zuletzt aufgerufen am 05.09.2021).

79 Vgl. dazu den Artikel von Devincenzo (2021) in Derval Conroys jüngst erschienem Sammelband zur Theoretisierung von Geschlechtergleichheit im frühneuzeitlichen Frankreich.

80 Dazu gehört neben Rauschenbach (2000), welche die erste deutschsprachige Biographie zur ›Frühfeministin‹ Marie de Gournay veröffentlichte, beispielsweise Zimmermann (2005), 183–193, die Marie de Gournay als ›Feministin, Philologin, Universalgelehrte‹ bezeichnet.

81 Auch der für die Montaigne-Forschung maßgebliche Philologe Philippe Desan übernimmt diesen Sprachduktus: »S'il est vrai qu'elle a sans nul doute manqué de diplomatie, Marie de Gournay eut surtout le malheur d'être femme savante à une époque dominée par les hommes de lettres. Elle fut l'une des premières à défendre la cause des femmes et remania par exemple un long passage retiré du *Proumenoir* après 1607 afin de le publier sous le titre d'*Égalité des Hommes et des Femmes* (1622). Avec le ›Grief des Dames‹ publié dans la première édition de ses œuvres en 1626, ce texte lui vaut aujourd'hui une réputation justifiée de féministe.« Desan (2014), 510.

Eruieren der Metapher des Kindes sowie der Thematik der Übertragung geistiger Nachkommenschaft. Jedoch kommt ihnen insofern Bedeutung zu, als sie es sein sollten, die zunächst maßgeblich das Bild Marie de Gournays in der Forschung sowie in der breiteren Öffentlichkeit prägten. Aus diesen Gründen werden beide Schriften nicht aus einer textanalytischen Sicht betrachtet. Den Schwerpunktsetzungen der Arbeit entspricht auch, dass die Begriffe ›Feminismus‹ beziehungsweise ›Frühfeminismus‹ hier keine Anwendung finden. Es soll lediglich überblicksartig im Rahmen dieser einleitenden Worte abgehandelt werden, inwieweit beide auf die für Marie de Gournay relevanten sozialen und kulturhistorischen Kontexte des 16. und 17. Jahrhunderts übertragbar sind.

Was eine für die Literaturwissenschaft relevante historische Kontinuität anbelangt, wenn es um eigenständig publizierende sowie sich für Frauen einsetzende Frauen vor 1800 geht, möchte ich den Begriff des Früh- oder Protofeminismus aus drei Gründen vermeiden. Erstens resultiert die Aussparung des Feminismus-Begriffs aus dem genannten Fokus der Arbeit, bei dem jene retrospektiv als ›feministisch‹ bezeichneten Schriften Marie de Gournays aus einer ereignis- und editionsgeschichtlichen Warte in den Blick genommen werden. Hieraus ergibt sich wiederum, dass ein vorzeitiger Bezug auf Feminismus und Frauenbewegung für den hier vorliegenden Kontext anachronistisch wäre, da es sich um moderne Begriffsbildungen handelt. Ohne eine extensive historische und terminologische Betrachtung vornehmen zu wollen, sei lediglich erwähnt, dass sich die Begriffsbildungen *féminisme* und *féméniste* nicht vor 1830 nachweisen lassen,<sup>82</sup> in Frankreich der Feminismus-Begriff erst mit der Suffragette Hubertine Auclert (1848–1914) in den 1880er Jahren Umlauf kam<sup>83</sup> und die Anfänge des modernen Feminismus in der Neuen Frauenbewegung zu suchen sind, die ab den 1960er Jahren in den USA im Rahmen umfassender Bürgerrechtsbewegungen einsetzte<sup>84</sup>. Für den letztgenannten Kontext kann ohnehin nicht von einem homogenen Feminismus gesprochen werden, sondern muss die Ausdifferenzierung in verschiedene nationale wie inhaltlich sich unterscheidende Feminismen betont werden.<sup>85</sup> Als Frauenbewegung wird eine Form gemeinsamen sozialen Handelns verstanden, die darauf ausgerichtet ist, sozialen Wandel im Verhältnis der Geschlechter zueinander zu ermöglichen,<sup>86</sup> wobei für das 19. und 20. Jahrhundert ein geschichtliches Modell unterschiedlicher ›Wellen‹ von Frauenbewegungen geäufig ist.<sup>87</sup> Unter ›Feminismus‹ und ›feministisch‹ werden dreierlei Gesichtspunkte subsumiert: erstens Konzepte und Ideen hinsichtlich der Gleichstellung von Frauen, zweitens die sozialen Bewegungen zur Umsetzung dieser Zielsetzung und drittens alle Individuen, die sich diesen Konzepten sowie den sie betreffenden, sozialen Bewegungen verschreiben.<sup>88</sup>

82 Vgl. dazu Offen (1987).

83 In der von ihr herausgegebenen Zeitschrift *La Citoyenne* führte sie den Terminus ein, und zwar als politische Leitidee und Gegenentwurf zum aus ihrer Sicht vorherrschenden ›Maskulinismus‹; vgl. Gerhard (³2018), 7–8.

84 Osinski (1998), 25.

85 Ebd., 113.

86 Gerhard (³2018), 9.

87 Ebd.

88 Offen (1987), 492.

Im Sinne eines der seit dem 19. Jahrhundert als »Ismen« verhandelten Gesellschaftskonzepte verweist der Begriff Feminismus zudem auf eine politische Theorie, mittels der ein grundlegender Wandel der sozialen und symbolischen Ordnung – und auch des Geschlechterverhältnisses – verfolgt und simultan Deutungen und Instrumente zu deren Kritik angeboten werden.<sup>89</sup> Im Übrigen meint Gleichstellung das Ansinnen, »Frauen in allen Lebensbereichen, in Staat, Gesellschaft und Kultur und vor allem auch in der Privatsphäre, gleiche Rechte und Teilhabe an politischer Macht und gesellschaftlichen Ressourcen zu verschaffen.«<sup>90</sup> Gleichstellung – und darauf aufbauend auch Feminismus in seinen genannten Bedeutungsfacetten – konnte in diesem Sinne historisch allerdings erst mit dem Bewusstwerden sowie Eintreten für demokratische und rechtsstaatliche Prinzipien im Zuge der Französischen Revolution denkbar werden, nämlich mit dem Gewahrwerden der auf dem Naturrecht basierenden Freiheit und Gleichheit aller Menschen.<sup>91</sup> Der Versuch einer breiten Umsetzung dieser Prinzipien bedurfte folglich der Französischen Revolution als Zeitenwende und einer sich im Anschluss an diese ausbildenden breiten Öffentlichkeit, die kritisch-konstruktive Stimmen sowohl von Frauen als auch von Männern miteinschloss.<sup>92</sup> In Analogie zum modernen Feminismus wurden zwar die Begriffe ›Frühfeminismus‹ und ›Protifeminismus‹ für die Zeit vor 1830/1900 eingeführt, doch auch sie sollen im Kontext dieser Arbeit bewusst gemieden werden.<sup>93</sup> Zweifelsohne wird durch sie zwar das verdienstvolle Ansinnen transportiert, aufgrund fehlender weiblicher Vorbilder – die fehlten, da sie aus Geschichts- und LiteraturkompPENDien sowie Literaturkanons im Laufe der Jahrhunderte getilgt worden waren – rückblickend eine historische Kontinuitätslinie herzustellen, indem vergessene oder neu entdeckte Autorinnen als proto- oder fröhfeministisch gekennzeichnet werden. Allerdings kann das emanzipatorische Ansinnen einer Gleichstellung aller Frauen fruestens mit Olympe de Gouges (1748–1793) konstatiert werden, die 1791 ihrem Postulat der Rechte für alle Bürgerinnen mit der »Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin« (*Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne*) Ausdruck verlieh.<sup>94</sup> Zudem kann von einer Frauenbewegung als sozialer Bewegung im Sinne der eingangs genannten Definition erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts gesprochen werden.<sup>95</sup>

Darüber hinaus bestehen zwei weitere Gründe, die dagegensprechen, die auf retrospektive Kontinuität abzielenden Begriffsbildungen Proto- oder Frühfeminismus in die-

89 Gerhard (³2018), 7.

90 Ebd., 6.

91 Ebd.

92 Ebd., 10. »Die grundlegende Infragestellung der traditionellen Geschlechterbeziehungen und die veränderte, ungewohnte Rolle der Frauen waren nicht nur eine Folge revolutionärer Umwälzungen – im Sinne von betroffen sein oder mitgerissen werden. Vielmehr bestand das Neue gerade darin, dass der ›allgemeine‹ Wille, die Welt von Grund auf zu erneuern, eine neue Form der Öffentlichkeit schuf, d.h. einen politischen Raum, in dem Männer und Frauen der verschiedenen Schichten des Volkes agieren, ihre Stimme erheben und intervenieren konnten.«

93 Opitz-Belakhal (²2018), 142. Vgl. zudem Bock (1997), 346, zitiert nach ebd.: Daneben wurden modifizierende Kombinationen vorgeschlagen, z.B. ›elitärer Feminismus‹ (für die Zeit vor 1700), ›rationalistischer‹ bzw. ›Aufklärungs-Feminismus‹ (für den Zeitraum 1750–1800) sowie ›liberaler‹ bzw. ›radikaler Feminismus‹.

94 Gerhard (³2018), 7.

95 Ebd., 26.

ser Arbeit zu applizieren und somit eine Kontinuität zu den modernen Phänomenen Feminismus anzuseigen: Zum einen sind Marie de Gournays Schriften – allen voran *Égalité des Hommes et des Femmes* – aufgrund rhetorischer und inhaltlicher Aspekte von den Geschlechterdebatten ihrer Zeit abzusetzen; dieser Punkt wird noch näher auszuführen sein. Zum anderen möchte ich für den Zeitraum vor 1800 keine Kontinuitätslinie zum modernen Feminismus herstellen, da es wie gezeigt in dessen frühmodernen Form an einem Einfordern demokratischer Grundrechte für einen Großteil der Menschen – in diesem Fall für alle Frauen – fehlt. Freilich kann hierauf entgegnet werden, dass es bereits in dem für Marie de Gournay relevanten Zeitraum des 16. und 17. Jahrhunderts nicht an *femmes de lettres* fehlte, die sich zum Beispiel für Frauenbildung aussprachen und als Schriftstellerinnen zumindest einer lokalen Öffentlichkeit bekannt waren. Exemplarisch hierfür stehen die von Marie de Gournay zu ihrer *fille d'alliance* – »Wahltochter« – erhobene flämische Universalgelehrte Anna Maria van Schurman (1607–1678), die mit und in ihren Schriften die Eignung von Frauen für wissenschaftliche Studien verteidigte,<sup>96</sup> oder die in Lyon ansässige Lyrikerin und *Belle Cordière* Louise Labé (um 1524–1566), die ihren Brief an die Freundin Clémence de Bourges (um 1530–um 1563) mit der Feststellung beginnt, die Zeit sei gekommen dass »die strengen Gesetze der Männer nicht mehr die Frauen daran hinderten, sich in den Wissenschaften und verschiedenen intellektuellen Disziplinen einzubringen«<sup>97</sup>. Auch sind in diesem Kontext jene Frauen zu nennen, die wie Catherine Des Roches (1542–1587) der Ehe bewusst ihr schriftstellerisches Schaffen vorzogen, wobei Catherine, gemeinsam mit der ihre literarischen Bestrebungen fördernden Mutter Madeleine (1520–1587), in Poitiers Mittelpunkt eines literarischen Salons war.<sup>98</sup> Von diesem Mutter-Tochter-Gespann wird im Verlauf dieser Arbeit noch die Rede sein, da durch die von beiden konstruierte matrilineare Genealogie sowie durch den Bezug Catherine Des Roches' auf ihre Schriften als ihre »Kinder« ein reizvolles Komplementär-, aber gleichzeitig auch Gegenbeispiel zu Marie de Gournays Laufbahn sowie zu deren Umgang mit der Kindes-Metapher in Bezug auf das eigene Werk gegeben ist. Auch formulierte bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts die italienisch-französische

- 
- 96 Vgl. zu Marie de Gournay und Anna Maria van Schurman exemplarisch Larsen (2008). Hervorzuheben ist van Schurmans an ihren Mentor, den französischen Hugenottenführer André Rivet (um 1572–1651), gerichtete Schrift zur Frauenbildung *Amica dissertatio inter nobilissimam virginis a Schurman & Andream Rivetum de ingenii muliebris ad scientias* (»Eine freundschaftliche Erörterung zwischen der edelsten Jungfrau Anna Maria van Schurman und André Rivet, betreffend die Befähigung des weiblichen Geistes für die Wissenschaften und die Belles Lettres«). Vgl. hierzu Larsen (2008), 120, Anm. 5. Schurmans Briefe und ihre Stellungnahmen zur Frauenbildung wurden erstmals 1638 in einer nicht autorisierten Version in Paris veröffentlicht; vgl. ebd. Anna Maria van Schurman hat, neben 38 anderen bedeuteten Frauen von der Urgeschichte bis ins 20. Jahrhundert, Eingang in die berühmte Installation *The Dinner Party* der US-amerikanischen feministischen Künstlerin Judy Chicago (geb. 1939) gefunden, die 1974–1979 entstanden ist: [https://www.brooklynmuseum.org/easc/fa/dinner\\_party/place\\_settings/anna\\_van\\_schurman](https://www.brooklynmuseum.org/easc/fa/dinner_party/place_settings/anna_van_schurman), zuletzt aufgerufen am 05.09.2021.
- 97 Verfasst am 24.07.1555 und adressiert an »Mademoiselle Clémence de Bourges, lyonnaise«, beginnt der Brief mit folgenden Worten: »Étant le temps venu, Mademoiselle, que les sévères lois des hommes n'empêchent plus les femmes de s'appliquer aux sciences et disciplines [...].«; zitiert nach Visan (1919), 37–42. Vgl. dazu außerdem Zimmermann (2005), 201–209, besonders 205.
- 98 Vgl. zu den »Dames Des Roches«, Catherine und ihrer Mutter Madeleine, Zimmermann (2005), 174.

Intellektuelle und erste eigenständig publizierende Schriftstellerin Christine de Pizan (1364–um 1430) im Rahmen einer später als *Querelle du roman de la rose* benannten Debatte Kritik an misogynen Passagen des allegorischen Rosenromans. Mit ihrem Trost- und Lesebuch *Le livre de la cité des dames* beschrieb sie als Gegenbild eine exklusiv durch tugendhafte Frauen besetzte virtuelle Stadt und verfasste damit eine weibliche Utopie *avant la lettre*.<sup>99</sup>

Allerdings stellen die genannten Beispiele nur vereinzelte Bemühungen und Forderungen dar, die höchstens in lokalen Kontexten und Netzwerken schriftstellerisch tätiger Frauen zu situieren sind. Diese hatten weder den Anspruch noch die Möglichkeit, ein auf gesamtgesellschaftliche Umwälzungen angelegtes Sendungsbewusstseins umzusetzen.<sup>100</sup> Einerseits ist dies damit zu erklären, dass, wie dargestellt, die gesamtgesellschaftlichen und politischen Weichenstellungen für Forderungen nach der Gleichheit und Freiheit aller Menschen sich erst mit der Französischen Revolution überhaupt abzuzeichnen begannen und damit ein solcher Anspruch denkbar wurde – wobei selbst Olympe de Gouges letztlich scheiterte<sup>101</sup> und es hiernach mehr als ein Jahrhundert dauern sollte, bis Frauen an Universitäten zugelassen wurden oder wählen konnten<sup>102</sup>. Andererseits gehörten Marie de Gournay und andere Frauen, die schriftstellerisch oder als Herausgeberin tätig wurden, zwar zu den alphabetisierten und somit privilegierten Gesellschaftsschichten, die prinzipiell eine höhere Chance auf Zugang zu Bildung hatten. Allerdings hingen ihre Bildungskarrieren – anhand der Erläuterung der autodidaktischen Aneignung von Bildung bei Marie de Gournays wird dies noch deutlich werden – von grundlegenden sozioökonomischen Voraussetzungen ab, wie sie lediglich aus einem gewissen Wohlstand sowie aus einer adeligen oder zumindest bürgerlichen Deszendenz erwachsen konnten, so beispielsweise durch das Knüpfen notwendiger gesellschaftlicher Netzwerke. Selbst wenn diese Voraussetzungen sich erfüllten, blieben die Bildungskarrieren dieser Frauen – diejenigen Marie de Gournays eingeschlossen – Zufalls- und Ausnahmeherscheinungen, da erstens oftmals Ehelosigkeit eine notwendige Begleiterscheinung war und zweitens nur in seltenen Fällen – wie bei Catherine Des Roches – ein über ein grundlegendes Maß hinausgehender Bildungswille bei Frauen von ihrem engeren sozialen Umfeld toleriert oder gefördert wurde. Historisch treffender ist es, obgleich es sich

99 Vgl. zu Christine de Pizans Werdegang und zur *Querelle du roman de la rose* Zimmermann (2005), 76–78, sowie Zimmermann (1990), 9–31. Vgl. kritisch zum Utopie-Begriff für Christine de Pizans Werk sowie für das Mittelalter Zimmermann (1990), 29–30, die dort dafür plädiert, Utopie in diesem Kontext von seiner frühneuzeitlichen Umklammerung zu befreien und alternativ den Begriff ›Wunschräume‹ vorschlägt. Allerdings appliziert sie später den Begriff ›Raumutopie‹; vgl. Zimmermann (2005), 76.

100 Vgl. zu den Positionen der Forschung diesbezüglich das Kapitel »*Querelle des Femmes* als (Proto-)Feminismus?« in Opitz-Belakhal (²2018), 139–143.

101 Olympe de Gouges verfasste Theaterstücke, Romane und politisch-sozialkritische Streitschriften, insgesamt mehr als 130 Titel, die von 1788 bis 1793 mehrfach publiziert wurden. Sie setzte sich für die Aufhebung der Sklaverei in Nordamerika ein und lehnte die Hinrichtung Ludwigs XVI. ab, da sie für eine Gesellschaftsordnung ohne Gewalt und Blutvergießen eintrat. Aufgrund ihrer moderaten politischen Ansichten wurde sie während der Hochphase der *Terreur* am 7.11.1793 hingerichtet. Vgl. Gerhard (³2018), 18.

102 Ebd., 70–82.

hier ebenfalls um eine retrospektive Begriffsprägung handelt, in dem für Marie de Gournay und Montaigne relevanten Zeitraum von einer zeitgenössischen Geschlechterdebatte zu sprechen – der sogenannten *Querelle des Femmes*. Im Folgenden wird überblicksartig auf das Forschungsfeld der *Querelle des Femmes* eingegangen, da dieses nicht nur für die Rezeption Marie de Gournays entscheidend ist, sondern auch für die Rezeption Montaignes sowie der besonderen, reziproken Beziehung zwischen der *fille d'alliance* und dem *père d'alliance*.

### 1.4.3 Die Betrachtung Marie de Gournays und Montaignes innerhalb des Forschungsfeldes der *Querelle des Femmes*

Aus dem Ansinnen, das zeitgenössische Phänomen der ersten Welle des Feminismus zu historisieren, da die Frauenfrage Anfang des 20. Jahrhunderts für viele Zeitgenossen als bereits beigelegt galt,<sup>103</sup> erschien der Begriff *Querelle des Femmes* erstmals in Arbeiten zweier französischer Romanisten, nämlich in einem Aufsatz Abel Lefrancs zu François Rabelais' (1494–1553) *Tiers Livre*<sup>104</sup> sowie in der Dissertation Émile Telles zum Werk Margarete von Navarras (1492–1549).<sup>105</sup> Ausgehend von diesem retrospektiven Blick wird unter *Querelle des Femmes* eine umfassende kultурgeschichtliche Diskurstradition in Europa von um 1400 bis um 1800 subsumiert, in deren Rahmen die Natur, die Rolle(n) und das Ansehen von Frauen in der Gesellschaft und in Bezug auf Männer diskutiert wurde. Hierzu gehörte auch die Diskussion der Inferiorität oder Superiorität eines Geschlechtes gegenüber dem anderen oder, obgleich seltener, jene der Gleichheit der Geschlechter.<sup>106</sup> Die *Querelle des Femmes* gilt als eine multimediale Debatte, die in Text und Bild geführt wurde,<sup>107</sup> und kann umfassend als »geregelter Prozess strategischer Wirkungsmächtigkeit auf, Interventionen in und Hervorbringung von Wissen und Macht«<sup>108</sup> bezeichnet werden. Sie wird auf den ersten Blick<sup>109</sup> auf einem mentalen, dichotomisch organisierten Schachbrett ausgetragen, das sich aufgespannt findet zwischen gynophilen oder misogynen beziehungsweise, was die Ehefrage angeht, zwischen misogamem oder philogamem Schrifttum. Abgeleitet vom lateinischen Etymon *querel(l)a* (»(Weh-)Klage, »Beschwerde«), meint das im 12. Jahrhundert erstmals nachweisliche französische *querelle* »Widerspruch«, »juristische Klage« bzw. »Streitgespräch«, »Angelegenheit«, »Sache«, »Grund«, bis sich ab 1535 die Bedeutung schließlich endgültig hin zu »Streit«, »Zank«, »Kontroverse« verschiebt.<sup>110</sup> Entsprechend kann der Begriff in Texten der *Querelle des Femmes* sowohl auf ein »Anliegen« als auch auf eine (juristische) »Klage« verweisen.<sup>111</sup> Somit ist

<sup>103</sup> Vgl. Viennot (2019), 24–27.

<sup>104</sup> Vgl. Lefranc (1904).

<sup>105</sup> Vgl. Telle (1937).

<sup>106</sup> Letzteres ist ein Sonderfall, der sich mit Marie de Gournays *Égalité des Hommes et des Femmes* exemplifiziert fand und, wie erwähnt, hier aus historischer Warte betrachtet werden soll.

<sup>107</sup> Bock/Zimmermann (2014), 69f.

<sup>108</sup> Hassauer (2008), 21.

<sup>109</sup> Siehe zur Forschungsdiskussion und zur Ablösung dieser dichotomischen Auffassung v.a. Warner (2011).

<sup>110</sup> Bock/Zimmermann (2014), 76.

<sup>111</sup> Ebd., 75, Anm. 22.

aufgrund der ambivalenten Begriffsbildung nicht eindeutig, ob es sich bei der *Querelle des Femmes* um eine im *genitivus subjectivus* verstandene Debatte allein von Frauen handelt, wobei auch Männer gynophile Schriften verfassten, oder vielmehr, als *genitivus objectivus* gelesen, um einen weitreichenden Geschlechterstreit über die Frau – doch wurde diese Debatte um das Geschlechterverhältnis ja schließlich über Frau und Mann geführt.

Es ging bei der *Querelle des Femmes* um die schriftliche Besetzung eines Vorstellungsräumes<sup>112</sup> »in Wort und Bild, aber auch um Wort und Bild«<sup>113</sup>. Zudem tritt ab Beginn des 20. Jahrhunderts die Bedeutungsdimension *querelle du féminisme* hinzu, wie sie – im Anschluss daran vielzitiert – in Simone de Beauvoirs phänomenologischer Geschlechtergeschichte *Le deuxième sexe* apostrophiert wurde.<sup>114</sup> Zur Abgrenzung und da es sich schließlich um eine Debatte handelte, die beide Geschlechter betraf, wurde die Terminologie *Querelle des sexes* vorgeschlagen.<sup>115</sup> Im Kontext der vorliegenden Arbeit wird sowohl für die zeitgenössischen Texte der historischen Debatte selbst als auch für die von Telle retrospektiv geprägte, wissenschaftlich-philologische Klassifizierung und Auseinandersetzung mit diesen Texten der Begriff *Querelle des Femmes* herangezogen, weil diese *Querelle* hier aus einem rein historischen und nicht aus einem textanalytischen Blickwinkel betrachtet wird.

In der Forschung wurde versucht, den Nachweis der Misogynie oder den Gegenbeweis hierfür auf textueller Ebene auch für epigonale<sup>116</sup> Texte zu führen, das heißt für jene Schriften, die nicht unmittelbar, sondern lediglich passagenweise dem Schrifttum der *Querelle des Femmes* zugeordnet werden: Dies geschah, indem für die fiktionalen Werke der betreffenden Autoren die Darstellung von Frauen sowie frauenrelevanter Thematiken untersucht wurde, etwa mit Blick auf die Diskussion um die Vorzüge, aber auch Gefahren der Ehe, die sich prominent in François Rabelais' *Tiers Livre* dargestellt finden – dem dritten Buch seiner Pentalogie um den Riesen Gargantua und seinen ebenfalls riesigen Sohn Pantagruel. So wurde auch Montaigne aufgrund bestimmter Passagen in *Les Essais* oder auch aufgrund des gänzlichen Unerwähntbleibens von Frauen Misogynie vorgeworfen, wobei als Beurteilungsgrundlage das angespannte Verhältnis Montaignes zu seiner Mutter Antoinette (um 1514 – um 1601/1603) sowie die Inkompatibilität Montaignes

<sup>112</sup> Ebd., 92.

<sup>113</sup> Ebd., 84.

<sup>114</sup> »La querelle du féminisme a fait couler assez d'encre, à présent elle est à peu près close : n'en parlons plus.« Beauvoir (1949), Bd. 1, 11. Vgl. dazu exemplarisch den Aufsatz von Picq (2008).

<sup>115</sup> Bock/Zimmermann (2014), 69–71.

<sup>116</sup> Die Einordnung von Texten zum Schrifttum der *Querelle des Femmes* erfolgt in der Forschungsdiskussion binär, und zwar mittels der Unterteilung in erstens grundlegende oder epigonale Texte sowie zweitens in primäre oder sekundäre Texte. Mittels der ersten Begriffsdiachotomie wird unterschieden zwischen den grundlegenden Texten der *Querelle des Femmes*, die neue Formen und Argumente einführen, und epigonalen Texten als thematische Erneuerung im Sinne der Multiplikation und Vulgarisierung bereits existierender Argumente und Topoi. Ferner sind mit primären Texten all jene gemeint, die deutlich auf den Geschlechterstreit verweisen, so beispielsweise Martin Lefrancs (um 1395–um 1460) *Champion des Dames*, während bei sekundären Texten Bezüge auf die *Querelle des Femmes* in andere Zusammenhänge integriert werden, etwa in Baldassare Castigliones (1478–1529) *Il Libro del Cortegiano* oder Rabelais' *Tiers Livre*. Vgl. Bock/Zimmermann (2014), Bock/Zimmermann (1997) sowie Haussauer (2008).

und seiner Ehegattin Françoise angeführt wurden.<sup>117</sup> Allerdings gilt ein derartiges Vorgehen, Misogynie auf einer rein textuellen Ebene für einen Autor feststellen zu wollen, einigen Forscherinnen heute zu Recht als zu unbedarfe Herangehensweise, die aus einer wissenschaftlichen und somit fundierten philologisch-textanalytischen Sicht nicht ernst zu nehmen ist.<sup>118</sup>

Dieser Auffassung schließt sich die vorliegende Arbeit an. Dennoch bleibt ebendieses Vorgehen aus einer historisch-rückblickenden Meta-Perspektive interessant, denn mit derartigen Fragestellungen hinsichtlich der Misogynie oder Misogamie eines Autors ging schließlich erstmals auch die Zielsetzung einher, die Kategorie Geschlecht als literaturgeschichtliches Analyseinstrument einzusetzen und für die Untersuchung vermeintlich typisch männlicher oder weiblicher Schreib- und Erzählweisen heranzuziehen. Im Übrigen haben insbesondere Kathleen M. Bauschitz<sup>119</sup> und Isabelle Krier<sup>120</sup> die herausragende Stellung betont, die Montaigne Frauen als Leserinnen von *Les Essais* beimaß, nämlich unter anderem aufgrund der Tatsache, dass alle darin zu findenden Textwidmungen, das heißt die Zueignung einzelner *essais*, ausschließlich an Frauen gerichtet sind, wobei dies kein Zufall ist und rein formelle Aspekte übersteigt.<sup>121</sup>

#### 1.4.4 Plädoyer für eine integrierte Betrachtung

Marie de Gournay hatte sich als junge Frau unter herausfordernden Bedingungen in den Verlags- und Gelehrtendomänen ihrer Zeit zu beweisen. Auch blieb fraglos für sie zeitlebens zutreffend, dass für Frauen erschwerte Bedingungen galten: Sie musste sich entscheiden zwischen einem Leben als Ehegattin und einem jungfräulichen Leben als Gelehrte und ›Junggesellin‹.<sup>122</sup> Dabei war Letzteres ein Lebensentwurf, den die Zeitgenossen oftmals mit Unverständnis quittierten, was auch auf Marie de Gournay in hohem Maße zutraf, während die gesellschaftlich akzeptierten oder vielmehr vorgeschriftenen Rollen als Ehefrau und Mutter das Schreiben und Publizieren von Schriften ausschloss. Eingedenk dieser Prämissen muss allerdings darauf verwiesen werden, dass die Annahme, von Frauen verfasste Literatur stelle unmittelbar einen Gegenentwurf zu männlichen Erzähl- und Darstellungsweisen dar, der Komplexität von weiblicher und männlicher Autorschaft nicht gerecht wird.<sup>123</sup> Wie noch deutlich werden wird, entwickelte Marie de Gournay nachweislich in und mit ihren Schriften eine ihr sehr eigene, offensive

<sup>117</sup> Vgl. für die ältere Forschung zu diesem Thema beispielhaft die Aufsätze von Leschemelle (1985) und Goumarre (1986). Dass der Misogynie-Vorwurf auch noch die jüngste Montaigne-Forschung beschäftigt, zeigt Krier (2015) mit ihrer Dissertation *Montaigne et le genre instable*.

<sup>118</sup> »Allerdings war [...] dem Fortdauern dieses Denkmusters noch nicht dadurch abgeholfen, dass feministisch orientierte Theoretikerinnen Anfang der 1970er Jahre auf den Plan traten, um misogyne Strukturen in Texten männlicher Urheberschaft aufzudecken und zu kulpabilisieren. Der textanalytisch unbedarfe Versuch, Autoren ohne Umschweife für ihre fiktionale Konstruktion haftbar machen zu wollen, kann heutzutage nunmehr als seltsamer Versuch von *political correctness* belächelt werden.« Gronemann/Schwan/Sieber (2012), 8.

<sup>119</sup> Bauschitz (1995), zitiert nach Krier (2015), 254, Anm. 1.

<sup>120</sup> Krier (2015), 253–270.

<sup>121</sup> Vgl. ebd., 253–254.

<sup>122</sup> Vgl. dazu Kroll (2011).

<sup>123</sup> Osinski (1998), 178, zitiert nach Segler-Meßner (2004), 11.

und durchsetzungsstarke Rhetorik, wobei sie – wenn sie auf *Les Essais* Bezug nahm – Ansichten Montaignes durchaus modifizierte oder ihnen gänzlich widersprach. Allerdings sind ihre Schriften nicht automatisch als weiblicher, dezidierter Gegenentwurf zu Montaigne und damit zu einer männlichen Stimme zu verstehen, denn Geschlechterdifferenz war nur einer von zahlreichen Aspekten, die das Denken und Wirken Marie de Gournays sowie ihr streitbares Auftreten prägten. Im Übrigen kann umgekehrt allerdings auch nicht von einer *imitatio* oder *aemulatio* Marie de Gournays im Hinblick auf *Les Essais* sowie Montaignes Stil gesprochen werden, denn ihr Gesamtwerk *Les Avis* umfasst keinerlei *essais*, sondern Texte, die zahlreichen Textgattungen zuzuordnen sind und sich sogar exakten Gattungsattributionen bewusst entziehen. Zudem wird noch die Rede davon sein, dass Marie de Gournay innerhalb der Geschlechterdebatten ihrer Zeit eine Sonderstellung einnimmt, da sie eine Zuweisung in ein misogyne oder gynophiles Lager für sich ablehnte und Geschlechtergleichheit postulierte. Überdies wird auch deutlich werden, dass ihr Frausein in einer patriarchal geprägten Verlags- und Gelehrtenwelt zwar einen für sie wesentlich erschwerenden Aspekt darstellte, es jedoch vor allem ihre sozio-ökonomische Situation der verarmten Schwert- und Landadeligen war, die zu schwierigen Arbeits- und Lebensbedingungen für sie führte. In dieser Untersuchung wird folglich der Aspekt des Geschlechts keine tragende Rolle spielen, denn Geschlechterdifferenz ist, so betont es auch Silke Segler-Meßner, lediglich einer von zahlreichen Faktoren, die die Schreibweisen von Männern und Frauen bedingen können, weshalb ihre Imagination nicht allein durch geschlechterspezifische Wahrnehmungsschemata oder eine dezidiert weibliche beziehungsweise männliche Perspektive bestimmt wird oder wurde.<sup>124</sup>

Folglich wird der Fokus hier auf eine integrierte, das heißt gleichwertige Betrachtung der Werke und des Wirkens sowohl Montaignes als auch Marie de Gournays gelegt. Gegen eine derartige gleichwertige Betrachtung mag angeführt werden, dass Marie de Gournay nach wie vor nicht zu den kanonisierten Autorinnen der französischen Philosophie- und Literaturgeschichten zählt, obgleich ihr Name und ihre Schriftproduktionen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Um ebensolchen Missständen in der Kanonisierung vergessener beziehungsweise neu entdeckter Autorinnen beizukommen, hat Margarete Zimmermann mit ihrem 2005 erschienenen *Salon der Autorinnen* eine dezidiert von ihr als ›feminozentrisch‹ konzipierte Literaturgeschichtsschreibung vorgelegt,<sup>125</sup> und in der Tat öffnen sich die Literaturgeschichtsschreibungen nach wie vor nur langsam den nunmehr Jahrzehnte währenden Sichtbarmachungen historischer Frauenfiguren: Die Wahrnehmung gendergeleiteter wissenschaftlicher Forschungen und Ergebnisse gehen nämlich nicht unmittelbar mit einem Zurechtrücken der Rolle bestimmter Autorinnen innerhalb der Literaturgeschichtsschreibung und der Erwei-

124 »Dass die Geschlechterdifferenz die Auffassungsgabe des Menschen wesentlich prägt und mittlerweile zu einem festen Bestandteil kulturgeschichtlicher Studien ist, haben die *gender studies* in den letzten Jahrzehnten eindrücklich belegt. Gleichzeitig ist die Imagination von Männern und Frauen jedoch nicht nur von geschlechterspezifischen Wahrnehmungsschemata bestimmt. Da sie in einem konkreten politischen, ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext leben, sind ihre Schreibweisen durch vielfältige Faktoren beeinflusst und sicherlich nicht allein darauf zurückzuführen, dass sie die Wirklichkeit aus einer spezifisch weiblichen oder männlichen Perspektive erfassen.« Segler-Meßner (2004), 11–12.

125 Zimmermann (2005), 21–26.

terung literaturwissenschaftlicher Kanons einher.<sup>126</sup> So verdienstvoll allerdings exklusiv auf weibliche Autorschaft fokussierte Arbeiten und Literaturgeschichtsschreibungen sind, wird mit der vorliegenden Arbeit die Auffassung vertreten, dass sie die Separierung und Marginalisierung dieser historischen Frauengestalten und ihrer Werke nur noch weiter zementieren. Zudem sollte es nicht darum gehen, »vermeintlich typische weibliche Schreibweisen oder distinkte feminine Ästhetiken ausfindig zu machen, noch darum, literarische Texte frei aller ästhetisch-qualitativen Urteilskritik zu ›hofieren‹, bloß weil es sich um von Frauen verfasste Texte handelt«.<sup>127</sup> Die vorliegende Arbeit stützt sich vielmehr auf die Prämissen einer männlich-weiblichen Interaktion auf allen Ebenen des Literaturbetriebs, wie sie Ina Schabert mit ihrer *Englischen Literaturgeschichte* postulierte.<sup>128</sup> Hierdurch wird mit dem Fokus auf Montaigne und auf Marie de Gournay »dezidiert nach den Interferenzen und Reibeflächen der textuellen Inszenierungen von weiblicher *und* männlicher Autorschaft«<sup>129</sup> gefragt, nämlich im Sinne »dialogisch zu konzipierender Genderliteraturgeschichten [...].«<sup>130</sup>

## 1.5 Forschungsthesen

Aus den vorgängig skizzierten Zusammenhängen ergeben sich die Forschungsthesen:

1. Die Übertragungspraxis Marie de Gournays für *Les Essais* sowie *Les Avis* fußt nicht nur auf der Erhebung von *Les Essais* zum geistigen, textgeborenen Kind Montaignes durch diesen selbst, sondern orientierte sich, in stärkerem Maße als bisher von der Forschung erkannt, an Maries Stilisierung zur Nachfahrin Montaignes, nämlich im Kontext ihrer Beziehungen zu dessen sozialem Umfeld. Für ihre Laufbahn als Herausgeberin und frühneuzeitliche Schriftstellerin ist hierbei ihre – tatsächliche, teils aber auch lediglich von ihr stilisierte – Einbindung in den Familien- und Freundeskreis ihres *père d'alliance* in und durch verschiedene Texte entscheidend. Ihr Einbezug in dieses Netzwerk aus Freunden und der Familie Montaignes erfolgte über eine Vielzahl verschiedener literarischer wie nicht-literarischer Textpassagen, die bisher nicht ausreichend kontextualisiert und miteinander in Verbindung gebracht worden sind. Entscheidend für Marie de Gournays (Selbst-)Stilisierung nach Montaignes Tod ist darüber hinaus ein weiterer, bisher nicht ausreichend akzentuierter Umstand: die von Montaigne für Étienne de La Boétie (1530–1563) geleisteten Freundschaftsdienste nach

126 So sahen sich noch 2013 Lieselotte Steinbrügge und Annette Keilhauer mit ihrem Sammelband *Pour une littérature genrée des littératures romanes* gezwungen, auf diese Schieflage innerhalb der romanischen Literaturwissenschaften aufmerksam zu machen und dafür zu werben, die reiche Ausbeute Frauen- und gendergeleiteter Forschungsergebnisse der letzten Jahre und Jahrzehnte in die literaturwissenschaftliche Historiographie energetischer – das heißt anders als nur zögerlich und fragmentarisch – Eingang finden zu lassen. Vgl. Keilhauer/Steinbrügge (2013), 5–7.

127 Hertrampf (2020), 18.

128 Vgl. Schabert (1997).

129 Gronemann/Schwan/Sieber (2012), 10.

130 Ebd.

dessen Tod 1563. Nicht nur gab Montaigne die Werke seines verstorbenen Seelengefährten heraus und wachte über dessen posthume Reputation, sondern er räumte *La Boétie* sogar mehrere, besondere textuelle Plätze ein. Diese Praxis Montaignes, auch textuelle Körper als posthumes Behältnis und Denkmal für den einstmals Lebenden zu erheben, prägte maßgeblich Marie de Gournays Stilisierung als Erbin Montaignes sowie ihre eigene Übertragungspraxis geistiger Erzeugnisse.

2. Textanalytische Zugänge allein reichen nicht aus, um sich den Alleinstellungsmerkmale der *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne anzunähern sowie die hieraus erwachsene besondere Übertragungspraxis Marie de Gournays nachzuvollziehen. Vor diesem Hintergrund müssen das frühneuzeitliche Verständnis von Familie sowie die Rolle von Familien für die (posthume) Literaturproduktion eruiert, erbrechtliche sowie literaturosoziologische Praktiken der Übertragung und der (posthumen) Literaturproduktion beleuchtet und die Bedeutung von *alliance*-Beziehungen im Frankreich der Frühen Neuzeit herausgestellt werden. Hierdurch werden für die Eruierung der besonderen Relation zwischen Marie de Gournay und Montaigne erstmals textanalytische Zugänge durch umfassende kulturgeschichtliche sowie literaturosoziologische Betrachtungen ergänzt, die eine adäquate Annäherung an diese besondere *alliance* erleichtern.
3. Sowohl bei Montaigne als auch bei Marie de Gournay liegt jeweils eine originelle Ausgestaltung des zunächst männlich geprägten, antiken Topos des gebärenden Autors und seines Werks als ›Kind‹ vor: Die Kindesmetapher wird bei Montaigne und bei Marie de Gournay als ein produktives und reproduzierbares Instrument eingesetzt und durchzieht die Texte beider. Erstens wird sie herangezogen, um eine in zweifacher Hinsicht konstruierte geistige Verwandtschaft in und durch Text festzuschreiben. Dadurch wird zum einen die Wahlverwandtschaft zwischen *fille d'alliance* und *père d'alliance* geprägt, zum anderen die geistige Relation zwischen Texturheber/Texturheberin und Werk, wobei diese metaphorisiert wird: entweder als Vater-Kind-Relation beziehungsweise Mutter-Kind-Relation oder als (erwünschte) Beziehung zwischen Pate/Patin und Waisenkind. Zweitens wird dieses metaphorische Instrument von Marie de Gournay jedoch, im Gegensatz zu Montaignes Handhabung dieses Topos, bewusst im Sinne ihrer Übertragungspraxis eingesetzt, um die Überlieferung der Gesamtwerke, *Les Essais* und *Les Advis*, als geistige Nachkommenschaft an die Nachwelt zu lenken und abzusichern.
4. Die selbst biologisch kinderlos gebliebene Marie de Gournay approprietiert das bereits seit der Antike männlich konnotierte Prinzip geistiger Zeugung und textueller Geburt geistiger Erzeugnisse für sich und ihr Gesamtwerk, wobei auffällt, dass sie dies mit großer Selbstverständlichkeit tut, indem sie die für sie typischen Ausführungen zu Geschlechterunterschieden und zur Geschlechtergleichheit unterlässt.
5. Mit dieser Arbeit wird für dieses Vorgehen erstmals ein Vergleich Marie de Gournays mit einer anderen frühneuzeitlichen Autorin, Catherine Des Roches, gezogen und vor dem Hintergrund der von Marie de Gournay verschiedenen Biographie Catherine und ihres literarischen Wirkens ausgeleuchtet. Hierbei wird ersichtlich, dass beide Frauen sich als ›Mutter‹ ihrer schriftlichen Erzeugnisse und somit ihrer ›Kinder‹ stilisierten,

obgleich die Funktionen dieser geistigen Mutterschaft für ihre Schriften Gemeinsamkeiten, aber auch entscheidende Unterschiede aufweisen.

6. Für den Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit, das heißt für die Übertragung von *Les Essais* und *Les Advis* an die Nachwelt, sind nicht, wie bisher von der Forschung intensiv diskutiert, die Nennung Marie de Gournays in *Les Essais* in I,14 und II,17 sowie die angezweifelte Authentizität dieser Passagen relevant. Vielmehr spielten in diesem Kontext von Marie de Gournay verfasste Schriften eine Rolle, denen ein offizieller beziehungsweise notariell beglaubigter Charakter eigen ist, nämlich insbesondere ihre 1635 verfasste Widmungsepistel an Richelieu sowie ihr 1644 niedergeschriebenes Testament.

## 1.6 Textkorpus und Forschungsmethoden

Entsprechend den vorgenannten Forschungsprämissen gilt es, ausgewählte Texte Montaignes und Marie de Gournays komparatistisch im Lichte kultur- und gattungshistorischer Kontextualisierungen zu untersuchen, indem zeithistorische Dokumente, Paratexte und letztendlich Auszüge aus den jeweiligen literarischen Gesamtwerken (*Les Essais* bzw. *Les Advis*) analysiert werden. Intendiert wird, hierdurch gleiche, einander ähnelnde und voneinander abweichende Strategien der Textkonstitution sowie der Texttransmission aufzuzeigen, und zwar mit Blick auf die Metapher des Text-Kindes als Instrument der Übertragung geistiger Erzeugnisse an die Nachwelt. Die Forschungsmethoden der vorliegenden Arbeit bestehen demnach in einer komparatistischen textanalytischen und semantisch-diskursgeschichtlichen Fokussierung auf *Les Essais* sowie auf eine Bandbreite weiterer, vornehmlich von Marie de Gournay, doch auch von anderen Zeitgenossen verfasster Texte. Was das historische Wirken Montaignes und Marie de Gournays angeht, wird eine diachrone und gleichwertige Betrachtung beider erfolgen, wobei nicht nur ihr literarisches Schaffen, sondern auch ihre jeweiligen öffentlich-politischen Rollen beleuchtet werden. Sodann wird mittels eines Vergleichs von Textauszügen aus Werken Montaignes und Marie de Gournays sowie durch eine literatur- und ereignisgeschichtliche Kontextualisierung für die Trias La Boétie – Montaigne – Marie de Gournay die herausragende Rolle von Absenz, Trauer und posthumen Freundschaftsdiensten für den Kontext der Übertragung von *Les Essais* und, analog hierzu, *Les Advis* herausgestellt. Zu den hierbei verwendeten literarischen wie nicht-literarischen Quellen gehören neben *Les Essais* auch weitere, von Montaigne verfasste Texte, so etwa *Lettre à son père sur la mort d'Etienne de La Boétie*.<sup>131</sup>

Was die kulturgeschichtlichen Hintergründe konstruierter Verwandtschaft betrifft, werden, soweit überliefert, zeitgenössische literarische und nicht-literarische Quellen herangezogen, in denen die besondere Beziehung zwischen Marie de Gournay und Montaigne thematisiert wird. Dies geschieht erstmals im Vergleich mit weiteren *alliance*-Beziehungen im frühneuzeitlichen Frankreich, wobei die historischen und literarischen Wurzeln dieser besonderen Relationen anhand einer punktuellen Bezugnahme vornehmlich auf literarische Texte aufgezeigt wird. Die *alliance*, die Marie de Gournay und

<sup>131</sup> Vgl. den Originaltext von Montaigne (2012) sowie den Übersichtsartikel von Desan (²2018c).

Montaigne verband, wird somit im vergleichenden Kontext weiterer zeitgenössischer *alliance*-Beziehungen ausgeleuchtet, und zwar in Anlehnung wie auch in Abgrenzung zu diesen. Hierdurch erfolgt erstmals eine kulturgeschichtlich adäquate Annäherung an die Alleinstellungsmerkmale der Verbindung zwischen diesem *père d'alliance* und dieser *fille d'alliance*. Zudem werden Auszüge aus der Korrespondenz zwischen Marie de Gournay und Justus Lipsius herangezogen, in der er die *fille d'alliance* Montaignes als ihm ebenbürtig anspricht, sowie ein diesbezüglich ebenfalls sehr aussagekräftiger Brief Étienne Pasquier, eines ehemaligen Juristenkollegen Montaignes: In diesem privaten Brief an einen Freund, der nach dem Tod Montaignes entstand, stellt Pasquier die leibliche Tochter Léonor und die geistige Tochter Marie de Gournay als Montaignes gleichwertige Erbinnen dar. Mit der Analyse jener Texte erfolgt also die Einbeziehung der Außenwahrnehmung der Verbindung zwischen ›geistiger Tochter‹ und ›geistigem Vater‹.

Was nun die Eigenwahrnehmung und Selbstlegitimierung Marie de Gournays in und mittels ihrer Texte betrifft, so werden von ihr verfasste Paratexte herangezogen, in denen sie selbst ihre ›Tochterschaft‹ und ihre Verbindung zur Familie Montaignes ausgestaltet und zugleich ihre Rolle als Verlegerin von *Les Essais* legitimiert. Hierzu gehören Auszüge aus Marie de Gournays autobiographischer Schrift *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, in denen sie ihre ersten Lektüreerlebnisse mit *Les Essais* sowie das Treffen mit Montaigne darstellt. Von großer Bedeutung für den vorliegenden Kontext ist außerdem die Widmungsepistel zu dem 1594 veröffentlichten Roman *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne*. Schließlich erfolgte 1595 mit ihrem Vorwort zu der ersten von ihr besorgten posthumen Edition von *Les Essais* eine schriftliche Legitimierung ihrer Herausgeberschaft. In diesem ›langen‹ Vorwort, das sie aufgrund von Kritik jedoch für einige Editionen durch ein gekürztes Vorwort ersetzen sollte, stellt Marie de Gournay auch Bezüge zu ihrer ›Mutter‹, als die sie nun die Witwe Montaignes bezeichnete, und zu deren Rolle im Editionsprozess her. In diesem Kontext ist auch das 1596 entstandene erste Testament unserer Autorin zu verorten, in dem sie unter anderem auf die ›Schwester‹ Léonor und die vertraute Beziehung zu dieser Bezug nimmt, das heißt zu Montaignes leiblicher Tochter.

Was nun die Legitimierung der Textkörper *Les Essais* beziehungsweise *Les Avis* als ›Text-Kinder‹ anbelangt, wird zunächst die Editionsgeschichte von *Les Essais* ab 1588 dargestellt, um auf eine Vergil'sche (70 v. u. Z. – 19 v. u. Z.) Sentenz zu sprechen zu kommen, mittels der das Werk endgültig zum ›textgeborenen Kind‹ Montaignes erhoben wurde. Hiervon ausgehend wird anhand der ebenfalls bereits grundlegend angesprochenen Auszüge aus *Les Essais* die von Montaigne postulierte ›Konsubstantialität‹ von Autor und Werk nachverfolgt. Es wird aufgezeigt, dass die Verbindung zwischen dem Textkörper – als posthumem Behältnis einer möglichst lebensnahen Erinnerung an Montaigne – einerseits und dem Werk als geistigem Erzeugnis und Text-Kind, dessen sich die Nachwelt annehmen muss, andererseits bereits *Les Essais* eingeschrieben worden ist. Zudem werden zwei Stellen in *Les Essais* beleuchtet, in denen von Marie de Gournay die Rede ist. Trotz ihrer Uneindeutigkeit, die aus dem Vorwurf der ›Fälschung‹ einer Marie de Gournay betreffenden Passage in II,17 erwächst, bereichern sie den Kontext ihrer Legitimierung als *fille d'alliance*. Anhand eines Auszuges aus der Widmungsepistel an Richelieu, die sie 1635 der letzten von ihr betreuten Edition des Werks voranstellte, sowie einer in

ihrem Testament des Jahres 1644 formulierten Widmung wird schließlich nachvollzogen, dass Marie de Gournay, die sich als ›Ziehtochter‹ Montaignes des ›Waisenkindes‹ *Les Essais* als dessen *tutrice* angenommen hatte, ebendieses ›Waisenkind‹ der Obhut Richelieus überantwortete und das Gleiche für *Les Advis* vorsah, indem sie ihr Werk dem neuen ›Vormund‹, François de La Mothe Le Vayer, übertrug. Die Analyse und biographische Kontextualisierung von Catherine Des Roches' 1579 verfasstem Sonett *À Mes Écrits* – und der dort evident werdenden Referenz auf ihre Schriften als ›Kinder‹ – erlaubt die Formulierung von Gemeinsamkeiten sowie Unterschieden zwischen Marie und Catherine bei ihrer Aneignung des Topos des literarischen Werks als Kind.

Was Marie de Gournays Gesamtwerk angeht, liegt kein Hinweis auf einer textuellen Ebene vor, dass sie von *Les Advis* jemals als ein ihr konsubstanzielles Werk gesprochen hätte, also in ebensolcher Weise, wie Montaigne *Les Essais* definierte. Allerdings wird in Paratexten deutlich, so in der Widmungsepistel zur Edition von *Les Advis* von 1641, dass sie den Textkörper dieses eigenen Gesamtwerks in seiner letztgenannten Fassung als unantastbares textuelles Monument definiert:<sup>132</sup> Unmissverständlich möchte sie den auf diese Weise sakrosankt gesetzten Text als künftig unveränderbar wissen, bezeichnet ihn als ›unschuldiges Grabmal‹ und benennt sich als ›Mutter‹ ihres Gesamtwerks.<sup>133</sup> Dies ist in Verbindung zu setzen mit anderen Textpassagen, mittels derer *Les Advis* von Marie de Gournay für die Lektüre durch einen breiten Leserkreis vorbereitet wird, indem sie zu diesem Zweck verschiedene Strukturierungselemente sowie Erklärungen formuliert.

<sup>132</sup> Gournay (2002dd), 1864: *Avis final* (1626). Auf diese Stelle wird zurückzukommen sein.

<sup>133</sup> Ebd.: »Si ce Livre me survit, je défends à toute personne, telle qu'elle soit, d'y ajouter, diminuer, ni changer jamais aucune chose, soit aux mots ou en la substance, sous peine à ceux qui l'entreprendraient d'être tenus aux yeux des gens d'honneur, pour violateurs d'un sépulcre innocent. Et je supprime même tout ce que je puis avoir écrit hors ce Livre, réservé la Préfacé des Essais en l'état que je la fis réimprimer l'an mil six cent trente-cinq.« (Herv. d. Verf.)

